



Open Access Repository

www.ssoar.info

Die Kirche auf dem Weg in die Zivilgesellschaft. Teil 2: Materialien

Vieregge, Henning von

Veröffentlichungsversion / Published Version

Arbeitspapier / working paper

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Vieregge, H. v. (2019). *Die Kirche auf dem Weg in die Zivilgesellschaft. Teil 2: Materialien*. (Opuscula, 132). Berlin: Maecenata Institut für Philanthropie und Zivilgesellschaft. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-65738-7>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0>

MAECENATA



Henning von Vieregge

Die Kirche auf dem Weg in die Zivilgesellschaft

Teil 2: Materialien

Opusculum No.132

Dezember 2019

Der Autor

Dr. Henning von Vieregge, Politikwissenschaftler und Soziologe, beschäftigt sich seit langem als Publizist und Dozent mit vielfältigen Fragestellungen der Zivilgesellschaft und des Verbandswesens. Als engagierter Christ und Philanthrop ist er mit den Mechanismen, Entwicklungen und Veränderungsnotwendigkeiten der Kirche in Deutschland wohl vertraut.

Das Maecenata Institut

Das **Maecenata Institut für Philanthropie und Zivilgesellschaft, Berlin** wurde 1997 als unabhängige wissenschaftliche Einrichtung gegründet. Das Institut hat die Aufgabe, das Wissen über und das Verständnis für die Zivilgesellschaft und den sogenannten Dritten Sektor mit den Themenfeldern Bürgerschaftliches Engagement, Stiftungs- und Spendenwesen durch Forschung, akademische Lehre, Dokumentation und Information sowie den Austausch zwischen Wissenschaft, Politik und Praxis zu fördern. Das Institut versteht sich als unabhängiger Think Tank.

Das Institut ist eine nicht rechtsfähige Einrichtung der Maecenata Stiftung (München) und hat seinen Arbeitssitz in Berlin.

Weitere Informationen unter: www.institut.maecenata.eu

Die Reihe Opuscula

Die **Reihe Opuscula** wird seit 2000 vom Maecenata Institut herausgegeben. Veröffentlicht werden kleinere Untersuchungen und Forschungsarbeiten sowie Arbeitsberichte aus Projekten des Instituts. Die Registrierung dieser in elektronischer Form erscheinenden Reihe unter der ISSN 1868-1840, sowie die Vergabe von Einzelkennungen (URNs) durch die Deutsche Nationalbibliothek sorgen für volle Zitierfähigkeit. Durch die Kooperation mit dem Social Science Open Access Repository (SSOAR) Projekt ist eine dauerhafte Verfügbarkeit aller Ausgaben mit fester URL-Adresse sichergestellt. Eine Übersicht der neuesten Exemplare ist auf der letzten Seite jeder Ausgabe zu finden.

Die gesamte Reihe *Opuscula* finden Sie zum kostenlosen Download unter:

<http://www.opuscula.maecenata.eu>

Impressum

Herausgeber

MAECENATA Institut
Rungestraße 17, D- 10179 Berlin,
Tel: +49-30-28 38 79 09,
Fax: +49-30-28 38 79 10,

E-Mail: st@maecenata.eu

Website: www.maecenata.eu

Redaktion: Swantje Tobiassen

ISSN (Web) 1868-1840

URN: urn:nbn:de:0168-ssoar-65738-7



Alle Rechte vorbehalten! Nachdruck nur mit Genehmigung des Herausgebers.
Dieses Werk bzw. Inhalt steht unter einer [Creative Commons 3.0 Deutschland Lizenz](https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/de/).
Die Beiträge geben ausschließlich die Meinung der Verfasserin bzw. des Verfassers wieder.

Haftungsausschluss: Trotz sorgfältiger inhaltlicher Kontrolle übernimmt das Maecenata Institut keine Haftung für die Inhalte externer Links.
Für den Inhalt verlinkter Seiten sind ausschließlich deren Betreiber verantwortlich.

Maecenata Institut, Berlin 2019

Inhalt

Zur Einführung	4
1. Wie kommunizieren? Was Experten meinen	5
1.1 Bekanntheit ist die Bedingung für alles.	6
1.2. Mitgliedern deutlich machen, wie wichtig sie sind	7
1.3. Mehr kontakten	8
1.4. Glauben attraktivieren	10
1.5. Emotional binden.....	11
1.6. Mit Fans und Sympathisanten zum Auswärtsspiel, das zu Hause stattfindet.	12
1.7. Face-to-Face Kommunikation intensivieren.....	16
1.8. Sich deutlicher positionieren- auch an der Basis	17
1.9. Unbedingt raus.....	21
1.10. Durch Zuhören Orientierung gewinnen.....	22
1.11. Online-Kommunikation auch als Kirchengemeinde verstärken.	23
1.12. Über die Bande kommunizieren	24
1.13. Momentum schaffen.....	24
2. Experten der Zivilgesellschaft	26
2.1. Dr. Holger Backhaus-Maul	26
2.2. Prof. Dr. Klaus Dörner	29
2.3. Olaf Ebert.....	31
2.4. Prof. Dr. Reimer Gronemeyer.....	34
2.5. Tobias Kemnitzer	36
2.6. Dr. Ansgar Klein	38
2.7. Brigitte Manke	43
2.8. Carsten Müller-Meine	44
2.9. Prof. Dr. Leo Penta.....	47
2.10. Loring Sittler	52
2.11. Dr. Rupert Graf Strachwitz	57
2.12. Prof. Dr. Christoph Zarnow.....	59
2.13. Olaf Zimmermann.....	63
3. Statt eines Nachworts: Kirche macht Heimat	66

Zur Einführung

Wer wollte bestreiten, dass Stakeholder das Bild einer Institution entscheidend mitprägen? Freilich: Kritisieren sie, wie die Kritisierten finden, „unsachgemäß“ oder „nicht konstruktiv“, wird erfahrungsgemäß aus der Institution heraus mit dem Argument pariert: „Die haben ja keine Ahnung“. In der Tat ist das Bild, das sich jemand von einer Institution bildet, durch die Intensität und Qualität seiner Beziehung geprägt. Die meisten Interviewten haben unterstrichen, dass die Kirche nicht zu den Bereichen gehört, wo sie sich bestens auskennen. Nur wenige sind aktiv in der Kirche¹ und nur zwei arbeiten aktuell für sie.

Die Kommunikationsspezialisten und die Experten aus der Zivilgesellschaft, die in diesem Textabschnitt zu Wort kommen, sind führende Persönlichkeiten in ihrem Bereich. Sie gehören zu den relevanten Multiplikatoren in der Gesellschaft. Sie sind Stakeholder der Kirche. Haben sie eine Holschuld? Oder ist es die Aufgabe der Verantwortlichen innerhalb einer Institution, für ein aus ihrer Sicht realistisches Bild bei denen, die als prägend in der Gesellschaft identifiziert sind, Sorge zu tragen? Wer sich nicht um seine Einflussgruppen kümmert, muss es sich selbst zuschreiben, wenn Fremd- und Eigenbild weit auseinander liegen. Andererseits müssen Kirchenferne nicht notwendigerweise mit ihren Einschätzungen daneben liegen, zumal wenn es sich um Menschen handelt, die von Berufs wegen geübt sind, über den eigenen Tellerrand zu schauen. Diese Materialiensammlung bietet eine Auswahl von Gedanken, die im Rahmen von leitfadengestützten Interviews von Experten der Kommunikationswirtschaft und der Zivilgesellschaft über die Kirche geäußert wurden, von Theoretikern und Praktikern. Die Interviews wurden für den 1. Teil der Veröffentlichung ‚Die Kirche auf gutem Weg in die Zivilgesellschaft‘² ausgewertet. Die Statements könnten aber unter Gesichtspunkten wie Emotion, Analyse und Ratschlag in vertiefter Beschäftigung erneut ausgewertet werden. Alle Gespräche wurden mitgeschnitten und abgeschrieben; die ausgewählten Zitate wurden den Gesprächspartnern zur Freigabe vorgelegt. Nicht alle Gesprächspartner nahmen die Möglichkeit einer Korrektur wahr. Die Überschriften zu den Statements habe ich eingefügt; sie dienen der schnelleren Übersicht. Bei einigen Antworten ist zu beachten, dass der Schwerpunkt der Gespräche im Jahr 2015 lag. Die Statements insgesamt haben aber nichts von ihrer Aktualität eingebüßt; die Kirche verändert sich nicht so schnell.

Man soll sich über den Wert der Interviewausschnitte, die zur Veröffentlichung ausgewählt wurden, nicht täuschen. Selbst diejenigen Gesprächspartner, die sich selbst als jemand einstufen, der sich in die Materie „Kirche“ einarbeiten müsste, sollten sie beratend tätig werden, zeichnen sich durch besondere Erfahrung in der Transformation von bekannten in unbekannte Gewässer aus. Ihr Wort hat Gewicht. Es verdient Beachtung bei Verantwortlichen für kirchliche Entwicklung: Man kann sie als Bestätigung oder neuen Anstoß nehmen oder sie als mangelnde Wirksamkeit der eigenen Kommunikation bei Externen einstufen. Auch im zweiten Fall ist somit Handlungsbedarf angezeigt.

Mainz, im November 2019
Henning v. Vieregge

¹ Mit ‚Kirche‘ ist hier und im Folgenden in der Regel die Evangelische Kirche in Deutschland gemeint.

² Henning v. Vieregge: Die Kirche auf gutem Weg in die Zivilgesellschaft, Teil 1: Text. Berlin: Maecenata 2019 (Opusculum Nr. 131).

1. Wie kommunizieren? Was Experten meinen

Ansichten und Empfehlungen von Kommunikationsexperten, die zumeist der Kirche fern stehen³, aber an Kirche und Glauben interessiert sind⁴

Die Aussagen der Kommunikationsexperten lassen sich zu Empfehlungen zusammenfassen. Kirchenvertreter kennen in der Regel keine Kommunikationsexperten, sagten diese in den Interviews⁵. Keiner von ihnen, ausgenommen die zwei Gesprächspartner, die unmittelbar für Kirche arbeiten, konnte über Interessensbekundungen von kirchlichem Führungspersonal an Fachdisziplin oder Person berichten. Hingegen ist umgekehrt die professionelle Neugierde der Kommunikationsexperten auf Kirche durchweg beträchtlich, und zwar unabhängig von deren persönlicher Nähe oder Distanz zur Kirche.

Es liegen Welten zwischen religiös-kirchlichem und wirtschaftsbezogenem Sprachgebrauch. Auch lieben Kommunikationsfachleute die knappe, zugespitzte, mitunter flapsig klingende Formulierung. Das sollte aber niemanden über den bei diesen Gesprächspartnern breiten beruflichen Erfahrungshorizont täuschen. Wer als Protestant in seiner „DNA“ die Anerkennung der Vielfalt hat, sollte sich wohl überlegen, ob dies nur dann gelten soll, wenn Inhalt und Sprachform konvenieren. Religion, die bei Wirtschaftsakteuren wirkt, erscheint wünschenswert. Warum sollte dann die umgekehrte Wirksamkeit automatisch unter Verdacht stehen, wenn es doch nur darum geht, den Anderen anzuhören und dessen Argumente für bedenkenswert zu halten?

Selbst wer bis hierhin keine Einwendungen hat, wird die Skepsis eines der Gesprächspartner, Frank-Michael Schmidt⁶, teilen: „Es ist bei inhaltlich getriebenen Institutionen nicht einfach, sich professionell mit Kommunikation zu beschäftigen.“

Die Ergänzung zu dieser Aussage kommt von Eva Jung, Gründerin und Chefin der Hamburger Agentur gobasil⁷. Nicht nur ihrer Meinung nach zeichnet sich die evangelische Kirche durch

³ Eine Vorfassung des ersten Teils dieses Beitrags ist im Hessischen Pfarrblatt Nr. 3/16 erschienen und steht im Netz zur Verfügung.

⁴ Sonst hätten sie sich schließlich nicht auf ein Gespräch eingelassen. Es kann dabei offenbleiben, ob das Interesse überwiegend persönlicher oder überwiegend professioneller Natur („Für die würde ich gern mal arbeiten“) ist.

⁵ Ich habe entlang eines Hypothesenkatalogs und einer Leitfragensammlung mindestens einstündige Gespräche geführt, zumeist am jeweiligen Arbeitsort des Gesprächspartners. Es liegen 12 Mitschriften vor, aus denen ich im Folgenden zitiere. Die Auswahl geschah nach Zugang und Vertrauen. Als ehemaliger Hauptgeschäftsführer des Agenturverbandes GWA kenne ich fast alle Protagonisten sehr lange. Ich habe mich dabei aber auch um einen in etwa repräsentativen Mix der Branche, Wissenschaft eingeschlossen, bemüht. Die Gespräche fanden zwischen Herbst 2015 und Frühjahr 2016 statt.

⁶ Über ihn schrieb die Fachzeitschrift *werben&verkaufen* in 2018: „Er nennt sich schlicht ‚FM‘. So kennt ihn die ganze Branche. FM alias Frank-Michael Schmidt, der vor 15 Jahren den Chefsessel von Scholz & Friends Deutschland und vor zehn Jahren den für die gesamte Gruppe übernahm. FM gilt als Gehirn der Branche. Als Seismograph für Veränderungen bei Agenturen. Als Mister Kultur, der auf Anstand pocht und sich daher auch mal mit dem GWA anlegt. Ein weitblickender Intellektueller mit Ecken und Kanten.“

⁷ Das christliche Medienmagazin „pro“ über Eva Jung: „Jung begann in den neunziger Jahren als Texterin in der renommierten Werbeagentur Springer & Jacoby. Sie gewann viele Preise, darunter den „Goldenen Löwen“ von Cannes. Ende der Neunziger Jahre wechselte sie zur Agentur Philipp und Keuntje. Längst hat sie einen festen Platz im „Kreativranking“, wurde in den „Art Directors Club“ Deutschland aufgenommen, einem der wichtigsten Berufsverbände der Werbebranche. 2001 gründet sie die Agentur Red Rabbit. Vor vier Jahren rief sie die christliche Internetplattform www.godnews.de ins Leben, auf der viele ihrer Postkarten und Poster zu erwerben sind. Sie ist zudem der kreative Kopf hinter „ps145.de“, dem „Büro für schöne Bekanntmachung“. Das Projekt wird jedoch vorerst auf Eis gelegt, denn nun widmet sich Jung mit ihren Kollegen Nico Mühlen und Klaus Motoki Tonn der Arbeit für die „gobasil GmbH“. Hinter dem Namen steckt die lateinische Bezeichnung für Leguane, „Basiliscus“. Die Firma

ihren Dissensstolz aus. „Bei den Evangelischen ist es das große Problem, dass man sich damit brüstet, dass man nicht einer Meinung ist.“ Eva Jung ist, das zeigt ihre Formulierung, als auch die evangelische Kirche beratende Kommunikatorin⁸ darüber nicht erfreut.

1.1 Bekanntheit ist die Bedingung für alles.

„Bekanntheit ist immer die notwendige Bedingung für alles. Wenn Kirche ein relevanter Akteur dieser Gesellschaft sein will, muss sie Kommunikation bieten, die anschlussfähig ist und in der sie als Kirche zu erkennen ist.“

Die Botschaft des Tübinger Medienwissenschaftlers Guido Zurstiege⁹ lautet: Man muss bei der Kommunikation zu den Mitgliedern anfangen, aber dann nicht aufhören, sondern sollte kommunikativ soweit ausgreifen wie möglich. Denn wenn Kirche ihren Platz in der Gesellschaft trotz der Mitgliederverluste, der zurückliegenden und möglicherweise kommenden Jahre¹⁰, behalten will, muss sie es schaffen, auch für Nichtmitglieder¹¹ interessant zu bleiben.

Wer im Eifer, anschlussfähig zu sein, übertreibt, dient seiner Sache nicht. Hier gilt die Warnung „Kirche muss als Kirche zu erkennen sein.“¹²

„Vor lauter Angst, gesellschaftlich nicht mehr anschlussfähig zu sein, hat es hier aus meiner Sicht eine Kultur der Harmlosigkeit gegeben, die tatsächlich zur Marginalisierung geführt hat.“¹³

Im konkreten Fall kann man leicht beide Fehler machen: die Anschlussfähigkeitsbemühung vernachlässigen oder übertreiben. Dazu ein Beispiel: Der hannoversche Bischof Ralf Meister hielt im September 2015 in der Hamburger St. Katharinenkirche einen Abendvortrag zum Thema „Kirche und Stadt“¹⁴ Der Vortrag fand im Rahmen eines Kongresses zum gleichen Thema statt und war als eigenständiges öffentliches Angebot beworben worden. Vor und nach dem Vortrag wurde weder gebetet noch gesungen. Die Vortragsbesucher gingen ohne Segen heim. Den einzigen Unterschied zum Rahmen einer Volkshochschule stellte der Kirchenraum dar. Ist das nun gelungene gesellschaftliche Anpassung (keiner der Anwesenden wird zu etwas genötigt, was er oder sie evtl. nicht wünscht) oder ist dies ein Beispiel von unnötiger oder gar peinlicher Selbstsäkularisierung?

mit Sitz in Hamburg und Hannover hat sich eine Leguanart zum Namensvetter gewählt, die auch "Jesus-Christus-Echse" genannt wird.“

⁸ Zum Beispiel bei der Evangelischen Kirche von Hessen und Nassau (EKHN) bei deren Projekt „Impulspost“

⁹ Auf der Homepage der Universität Tübingen steht zu lesen: „Dr. Guido Zurstiege. Jahrgang 1968, ist Professor für Medienwissenschaft (Schwerpunkt: Empirische Medienforschung), Gleichstellungsbeauftragter sowie Fachbereichssprecher des FB5 Philosophie - Rhetorik – Medien“.

¹⁰ Wegner rechnet damit, „dass sich die Mitgliedschaft in Kirche und Religion jedes Jahr um 1,5% reduzieren wird. Bisher ist kein Ende dieser Tendenz abzusehen.“ Gerhard Wegner, Wirksame Kirche, Sozio-theologische Studien, Leipzig 2019 S.165

¹¹ Die Kirchensteuer definiert die Zugehörigkeit und führt somit tendenziell zur Vernachlässigung aller Nichtmitglieder.

¹² Lars Harden, Hochschullehrer, Chef der Hannoveraner Agentur Aserto, und strategischer Berater kirchlicher Einrichtungen, Interview

¹³ Gerhard Wegner, Religiöse Kommunikation und Kirchenbindung, Ende des liberalen Paradigmas? Leipzig 2014: 13

¹⁴ www.nordkirche.de/nachrichten/nachrichten/detail/bischof-meister-kirchen-haben-verantwortung-fuer-die-ganze-stadt.html und https://www.stadtmitgestalten.de/fileadmin/user_upload/baukasten/Baukasten_Stadt_mitgestalten_Ini_NK/Dokumente/EvAN_Zwischen_Babylon_und_Jerusalem.pdf

1.2. Mitgliedern deutlich machen, wie wichtig sie sind

Die Aufforderung, die Kontaktsuche gerade auch zu Nicht-Mitgliedern zu intensivieren, hat einen Haken: Die Erfüllung dieser Empfehlung könnte die Hemmschwelle zum Austritt bei Mitgliedern absenken, wie F.M. Schmidt bemerkt:

„Wo ist denn eigentlich der Unterschied für die Mitglieder? Meine Behauptung ist: Alle bekommen ungefähr dasselbe, bloß die einen zahlen dafür und die anderen nicht. Das einzige Gesicherte für ein Kirchenmitglied ist, dass bei der Beerdigung ein Pfarrer spricht. Da finde ich keine Animation dafür, zahlendes Mitglied zu werden“.

Hier steckt Kirche im gleichen Dilemma wie Parteien, Gewerkschaften und andere Großinstitutionen. Um Nichtmitglieder heranzuführen, werden Barrieren abgebaut. Damit schwinden die Vorteile einer Mitgliedschaft¹⁵. Es sei denn, das Vorgehen der Öffnung und Porosität lässt sich den Mitgliedern gegenüber plausibel verdeutlichen. Ihnen müsste einleuchten, dass man werben muss, um die Zukunftsfähigkeit der Institution Kirche als Hülle des Glaubens nicht zu gefährden. Oder die Konzentration gilt der „Helferin Kirche“. Aber auch unter diesem Schild tut sich Kirche in der Kommunikation schwer. In säkularen Organisationen weiß man, man muss das Eigeninteresse hochbuchstabieren auf Gemeinwohlhöhe, umso mehr Beachtung einfordern zu können. Kirche muss den umgekehrten Weg gehen. Denn es ist keine Lösung, die aus der Öffentlichkeit unterstellte Position, Kirche (und Diakonie) täten nur so, als ob sie nur für Andere handeln, in Wirklichkeit gehe es doch um Eigeninteressen, durch Bestreiten widerlegen zu wollen. Warum sagt Kirche nicht, dass ihr Bestand von ihren Finanzen abhängt und diese mitgliederabhängig sind? Bei jeder Krisenmeldung versichern aber Kirchenführer, es gehe ihnen nicht um die Erhöhung der Mitgliederzahlen oder mindestens deren Stabilisierung, das sei nebensächlich. Wie sollen Mitglieder dann glauben, dass sie für die Organisation Kirche wichtig sind? Tatsächlich gibt es keine Sonderkonditionen für Mitglieder. Einen kleinen Vorstoß in diese Richtung hat EKHN Kirchenpräsident Volker Jung unternommen, als er die Bevorzugung von Kirchenmitgliedern bei der Suche nach Unterkommen in evangelischen Kitas ins Gespräch brachte¹⁶. Darüber wurde breit berichtet, über die Umsetzung war nichts zu lesen. Bei Diensten (Kasualien genannt) für Nichtmitglieder wie Taufen und Beerdigungen existieren keine einheitlichen Vorgehensweisen der Landeskirchen und es gibt keine einheitliche Gebührenordnung für Nichtmitglieder, die dem Mitglied anzeigt, dass ihm somit ein Teil seiner Kirchensteuer wieder zugutekommt. So behandelt, muss sich das Kirchensteuermittglied mit der Überzeugung begnügen, dass sein oder ihr Mitgliedsbeitrag „irgendwie“ gesellschaftlichen Nutzen stiftet. Emsige Kirchgänger können sich zudem sagen, dass jeder Gottesdienst nicht wenig Aufwand bedeutet und somit fleißiger Besuch den Beitrag für den Einzelnen mehr als wettmacht. Aber die 90 bis 95 Prozent Kirchensteuerzahler, die das Angebot ihrer Kirche selten (Weihnachten, Ostern, Kasualien) oder gar nicht in Anspruch nehmen, vielleicht auch innerlich Glauben und Kirche entfremdet sind und auf den nächsten Anlass zum Austritt warten, könnten vielleicht davon absehen, ihre Mitgliedschaft aufzukündigen, wenn sie sich überzeugen ließen, dass mit dem

¹⁵ Erfahren auch die Mitglieder selber eine kritikwürdig unterschiedliche Zuwendung? Wegner 2014:25 verweist in diesem Zusammenhang auf die 2. EKD-Umfrage von 1984. Demnach hat nur der normale Erwachsene (der für sich sorgen kann und will) Platz in der Kirche, wenn er anderen helfen will.

¹⁶ Tobias Rösmann, Evangelische Kirche, Kita-Plätze gegen Mitgliederschwund, in FAZ 12.05.2019 (im Netz unter <https://www.faz.net/aktuell/rhein-main/ekhn-praesident-jung-will-mit-kita-plaetzen-gegen-mitgliederschwund-kaempfen-16181477.html>)

Kirchensteuerbeitrag ein wichtiger Beitrag zum gesellschaftlichen Zusammenhalt geleistet wird.

Es wäre also durchaus empfehlenswert, das Argument „gesellschaftlicher Nutzen“ auf seine Tragfähigkeit hin zu prüfen. Es müsste allerdings nicht nur Kirchenmitglieder überzeugen, sondern auch in der Gesellschaft insgesamt. Wenn noch bis in die fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts derjenige, der aus der Kirche auszutreten gedachte, in seinem Umfeld rechenschaftspflichtig war (viele warteten damit bis zum Tod ihrer Eltern), so hat sich der Begründungszwang gedreht. Wer in der Kirche ist, will aber nicht zum Außenseiter werden. Aus allem folgt, dass Kirche glaubwürdig nach innen und außen verdeutlichen sollte, wie wichtig ihr ihre Mitglieder sind. Kirchenführung, insbesondere Gemeindeführung, muss zeigen, dass man sich um seine Mitglieder bemüht. Sie muss verdeutlichen, dass die Mitgliedschaft auch materielle Vorteile einschließt. Andere Organisationen, denen Mitglieder in bedrohlichem Umfang abhandenkommen, wie Gewerkschaften, Parteien und Verbände, wollen auf dem Weg einer Transformation in eine Serviceorganisation die Mitgliederbindung vertiefen. Der Versuch einer vollständigen Zurechenbarkeit des Mitgliedsbeitrags ist aber bei nicht leistungsbezogener Beitragsbemessung ein Irrweg, oder besser argumentiert, nur halb richtig. Es muss nämlich von den Mitgliedern akzeptiert werden –auch dafür kann man werben– dass die Organisation auch kollektive Ziele im Sinne ihrer Mitgliedschaft vertritt, die auf lange Sicht, also indirekt, sehr wohl dem einzelnen Mitglied zugutekommen, aber eben nicht kurzfristig und direkt. Gleichwohl ist es für jede Organisation wichtig, dass sie so gut es irgend geht über jedes einzelne Mitglied Bescheid weiß, auch über die Leistungen für das Mitglied, und immer wieder Wege findet, dies auch zu verdeutlichen. Es kommt auf den argumentativen Mix an. Das gilt auch für Kirche und ihre Beziehung zu ihrer Mitgliedschaft. Hier bietet sich insbesondere mit dem Taufangebot eine riesige Chance der Frühbindung, die innovationsfreudig im Gespräch mit den Taufeltern genutzt werden sollte.

1.3. Mehr kontakten

Mehr kontakten bedeutet für eine Kirchengemeinde, dass die kommunikativen Angebote an alle Bewohner im Zuständigkeitsbereich und darüber hinaus an alle Interessenten gehen sollten und nicht ausschließlich an Mitglieder. Kirchengemeinden sind gut beraten, ganz bewusst über ihre Grenzen hinaus zu kommunizieren: über die Mitgliedsgrenzen und über die Parochialgrenzen. Denn Kirchennutzer halten sich nicht unbedingt an kirchlich verordnete Abteilungen. Empirisch belegbar sind „hybride Kirchengemeinden“¹⁷.

So wie auf allen oberen kirchlichen Ebenen regelmäßig in den Synoden die Kommunikationsausgaben, insbesondere solche, die an alle Mitglieder gehen oder gar an die gesamte Bevölkerung im jeweiligen Zuständigkeitsbereich, auf den Prüfstand gestellt werden¹⁸, so finden sich ähnliche Debatten in den Kirchenvorständen auf Gemeindeebene.

¹⁷ In: Uta Pohl-Patalong, Eberhard Hauschildt, Kirche verstehen, Gütersloh 2016, S.98ff

¹⁸ Beispiel EKHN: Nachdem im Jahr 2011 nach langen Querelen die Zeitschrift „echt“ eingestellt wurde, wird ab 2013 wiederum an alle Kirchenmitglieder mit dem Absender Kirchenpräsident (anderswo Bischof) die sogenannte Impulspost versendet, bei der jeweils ein Thema angesprochen wird. Die Absicht der Kampagne wird so geschildert: „Die EKHN wendet sich rund zwei Mal im Jahr mit einem Brief an alle 1,03 Millionen Haushalte, in denen mindestens eine evangelische Person lebt. Mit den Briefaktionen will die Kirche zum einen mit ihren Mitgliedern verstärkt in den Dialog treten und zum anderen evangelische Themen in die Öffentlichkeit tragen. Auch viele Kirchengemeinden der EKHN greifen die jeweilige Aktion auf und wenden sich mit Plakaten und Fassadenbannern an die Öffentlichkeit. Auch in den sozialen Medien, schwerpunktmäßig auf Facebook, wird die Kampagne weitergeführt und redaktionell betreut.“ Warum nur eine der EKD-Kirchen eine solche Aktion macht, die als chancenreiches Beispiel für integrierte Kommunikation gelten kann, ist wohl nur mit der aus Prinzip kooperationskritischen Kooperation der Teilkirchen erklärbar, wenn auch bar jeder Vernunft. Eine Ausnahme bildet seit 2000 Chrismon, herausgegeben vom

Konzertierte Kommunikation, sei es mit anderen lokalen evangelischen Organisationen, sei es mit katholischen (da noch am ehesten), sei es mit zivilgesellschaftlichen Gruppen und Organisationen, findet man bis dato selten. Das ist unverständlich, denn der Nutzen für den Empfänger ließe sich so erheblich steigern.

Ein positives Beispiel: Im Gemeindebrief „Rund um die Gemeinde“ der ev. Kirchengemeinde Dudelsheim im Hessischen findet sich unter Überschrift „Retten-Bergen-Löschen-Helfen“ ein Beitrag von zwei Druckseiten über die örtliche Freiwillige Feuerwehr, verfasst von der 2. Vorsitzenden, in dem sie nachdrücklich um Freiwillige wirbt. (in der Juli-September 2016, S.10f.) Das ist ein selten zu findendes Beispiel dafür, dass seitens der Kirchengemeinde in der eigenen Publikation Vereinen und anderen Organisationen vor Ort Raum zur Selbstdarstellung und zur Werbung um Freiwillige gegeben wird.

Lokale Themen ließen sich aus verschiedenen Blickwinkeln der Zivilgesellschaft beleuchten und Termine und Ansprechpartner in Breite kommunizieren. Insidertexte, häufig als Rückschau, („Am Schluss des schönen Ausflugs sangen wir ‚Es soll nun Abend werden‘ und dankten Frau Mierwald und Pfarrerin Ottensprung-Hiersberg‘ herzlich“) interessieren dagegen allenfalls die Busgesellschaft. Wenn dann noch schlechte Fotos ohne Bildunterschrift und frommelnde Texte ohne Realbezug das kommunikative Angebot abrunden, kann man sicher sein: Man hätte es besser gelassen. Weitaus häufiger als umgekehrt ist das, was in die Briefkästen gesteckt wird oder die Homepagebestuckt, von schlechterer Kommunikationsqualität als das reale Angebot der Gemeinde.

Kommunikationsexperten sprechen von „Touchpoints“ und meinen damit jeden Kontakt, der per Mediennutzung, gewollt oder ungewollt, mit der Marke entsteht. Jede solche „Beruhung“ hinterlässt einen Eindruck, negativ oder positiv. Ziel schon auf der Gemeindeebene läge demnach darin, die Quantität der kommunikativen Kontaktpunkte erheblich anzuheben. Dabei will man beim Kontaktierten im eigenen Sinne positiv wirken, muss zur Quantitatssteigerung die Qualitätsverbesserung kommen. Jede kirchliche Kommunikation muss zwei Bedingungen erfüllen: Sie muss anschlussfähig, das bedeutet, bezogen nach Thema und Inhalt vom Nutzen für den Adressaten bestimmt, und gleichzeitig absenderklar sein: Hier kommuniziert Kirche.

Da geht es nicht nur um den Absender, sondern um Haltung und Sprache, wie Zurstiege anmahnt: „öffentlich unterscheidbar genuin in Sprache und Haltung sein - moderne Glaubensbilder schaffen.“ Also bitte kein Politik- oder Burokratensprech und überhaupt nicht nur „Sprech“, sondern in Symbolik und Bildern denken: Hier loben fast alle Gesprächspartner den Papst, der von der Fußwaschung von Flüchtlingen in Lampedusa bis hin zur Vorfahrt vor das Washingtoner Weie Haus im italienischen Kleinwagen starke einpragende Bilder schafft, bei der unverwechselbar klar ist, wer der Produzent ist.¹⁹ Das ist die „Kraft der

Gemeinschaftswerk der Evangelische Publizistik, GEP, in Frankfurt. Ob es Chrismon unter dem Dach der EKD in Hannover gäbe, kann füglich bezweifelt werden.

¹⁹ So Gerhard Mutter, Interview vom 25.9. 2015, Gründer und Aufsichtsratsvorsitzender Die Crew, Stuttgart, Aus Anlass des Todes von Mutter im Juli 2018 schrieb die Branchenzeitschrift „Horizont“: „Mutter hatte Die Crew 1983 zusammen mit Holger Bungert gegründet und viele Jahre lang als Vorstand geleitet. 2014 zog er sich aus dem operativen Management zurück. In seiner langjährigen Agenturtatigkeit hat er sich insbesondere einen Ruf als Experte für die kommunikative Beratung mittelständischer Unternehmen erworben. Zudem galt er als einer der besten Kenner der inhabergeführten Agenturszene in Deutschland.“

Gleicher Meinung wie Mutter ist Günter Käfer. Käfer ist Direktor am Institut für Marken Auf der Homepage des Unternehmens heißt es: „Mit langjähriger Markenexpertise steht Günter Käfer für Markenerfolge von Procter & Gamble, von Rotkäppchen Sekt und Wein, von Bosch Power Tools, OTC-Marken von Bayer und anderer Pharma Unternehmen; von Marken des Handels wie DocMorris oder bilgro; von Energiekonzernen wie e.on ruhrgas, Enervie und führenden Stadtwerke-Marken, von Organisationsmarken wie DRK oder DGB oder von internationalen Dienstleistern wie TÜV Süd oder infraserv höchst.ommunikation IMK und Inhaber kaefermarkengenom.“

Zeremonie.“²⁰ Man mag es als Mitglied der evangelischen Kirche ungern aufschreiben, aber mindestens bei der Einflussgruppe der Kommunikationsexperten dominiert die Auffassung, dass die evangelische Kirche ein größeres Imageproblem hat als die katholische.

In den Gesprächen war zu spüren, dass Menschen, die sich in ihrem Leben von ihrer Kirche (ob katholisch oder evangelisch, das ist einerlei, die Begründungen sind einhellig) entfernt haben, immer noch ansprechbar und berührbar sind. Insoweit ist allein unter Kommunikationsgesichtspunkten der Papst ein Vorbild, das auch bis zur evangelischen Basis zu vergleichbaren Anstrengungen animieren sollte. Es ist wie bei der EKHN-Impulspost: Werden die Aktionen nicht durchgetragen und an der Basis kreativ weiterentwickelt, bleiben die Bemühungen folgenlos.

1.4. Glauben attraktivieren

Kommunikation weckt Aufmerksamkeit dadurch, dass sie uns überrascht: durch Provokation, Humor, Nutzenversprechen etc. Aber, Achtung, wir, jede und jeder von uns, die Rezipienten wider Willen, sind geübt darin, Inhalte, für die wir uns nicht interessieren (wollen), nicht an uns heran zu lassen. Wenn wir von unserem Desinteresse abgebracht werden und anschließend vom Inhalt der Botschaft oder vom Produkt enttäuscht sind, ist der Schaden größer, als wären wir nicht erreicht worden. Kommunikation für ein Produkt, das enttäuscht, ist schädlicher als keine Kommunikation. Wenn der Absender aber davon überzeugt ist, dass sein Angebot auf Nachfrage stößt, sollte er kommunizieren, denn dann ist die Chance da, den Abwehrriegel beim Rezipienten zu durchstoßen. Wie lassen sich diese aus Erfahrung vielfach bestätigten Feststellungen in die kirchliche Arena übersetzen? Dazu Holger Jung²¹, Gründer und Vorstand von JungvonMatt, Hamburg: „Kommunikation kann helfen, wenn es mit dem Produkt aufwärts geht. Man kann jedes Produkt interessant machen. Man müsste sich die Mühe machen, herauszuarbeiten, was das Produkt, im Fall Kirche ist das der Glaube, eigentlich bedeutet, wie man das fassbar machen kann, wie man das in Zeiten der heutigen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen attraktivieren kann.“ Was macht Glaube heute attraktiv? Was im Zitat mit „in Zeiten der heutigen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen“ genannt wird, verdeutlicht, wo anzusetzen ist.

²⁰ Käfer

²¹ Im März 2019 veröffentlichte die Absatzwirtschaft einen Steckbrief Holger Jung unter der Frage „Was macht eigentlich Holger Jung?“ In der Einleitung hieß es: „Der Mitgründer von Jung von Matt ist 2010 in den Aufsichtsrat der Hamburger Agentur gewechselt. Seither ist er als Business Angel und Band-Gitarrist aktiv. Mit dem Altwerden will er erst „mit 78 ganz vorsichtig anfangen“. Der Wikipedia-Eintrag verdeutlicht, dass Jung in seiner Generation einer der erfolgreichsten und prägendsten Werber war: „Er studierte sechs Semester Rechtswissenschaften in Hamburg und München. Politisch war er vorübergehend in der maoistischen KPD/ML aktiv. Nach seinem Studium stieg er 1977 bei Lintas ins Berufsleben ein. Dort begann er als Medienplaner und -berater, übernahm 1980 Aufgaben im Marketing von Unilever, wurde nach seinem Wechsel in die Werbung erst Account-Director (Lintas, 1982) und anschließend Account-Supervisor (Scholz & Friends, 1984). Zwischen 1987 und 1991 war er als Gesellschafter und Geschäftsführer für Springer & Jacoby in seiner Heimatstadt tätig. Zusammen mit Jean-Remy von Matt gründete er 1991 seine eigene Werbeagentur: Jung von Matt. 2002 wurde Jung zusammen mit von Matt in die Hall of Fame der deutschen Werbung aufgenommen. Jung war von 2002 bis 2008 Präsident des Gesamtverband Kommunikationsagenturen (GWA) und ist seit 2003 Professor an der Hochschule Wismar. 2012 wurde Jung zum Honorarkonsul des Fürstentums Monaco ernannt. Seine Amtsbezirke sind Hamburg, Bremen, Niedersachsen und Schleswig-Holstein.“

1.5. Emotional binden

„Wir müssen auf jeden Fall eine starke Beziehung aufbauen zu unseren Kunden, unabhängig von Werbebotschaften. Darum geht es. Das kann nur in einer 1:1-Kommunikation entstehen, die individuell maßgeschneidert sind auf den Einzelnen“.

Der Pforzheimer Hochschullehrer Jörg Tropp²² unterstreicht mit dem Zitat die Notwendigkeit individueller Kommunikation und nennt die Zielsetzung: den Aufbau einer starken Beziehung. Wie entstehen und erhalten sich aber Bindungen? Wie kann man erklären, dass, wie Lars Harden meint, Kirchendistanzierte zwar das Handeln von kirchlichen Einrichtungen prinzipiell für nützlich halten, gleichzeitig sich selber aber mehr und mehr entfremden. Der Punkt ist: Nicht alles, was einer für nützlich hält, empfindet er für sich selber als relevant. Dies gilt z.B. für die diakonische Arbeit der Kirchen, zumal, wenn der Beurteilende die gleichen Angebote anderer Träger ebenfalls als nützlich einschätzt. Das wäre ein Hinweis darauf, dass bei diakonischem Handeln die christliche Herkunft des Trägers entweder nicht mehr vorhanden oder nicht mehr wahrgenommen wird.

Können spirituelle Angebote diese Bindung erzeugen? Vertreter der Kirche können darauf verweisen, dass es solche Angebote in Vielfalt gibt, sie aber die Cooling-out-Prozesse nicht stoppen. Selbst da, wo Glaube wächst, ist nicht sicher, ob die Verbindung von Glauben zu Kirche trägt.

Entscheidend ist die persönliche Bindung, die Haupt- und Ehrenamtliche erzeugen. Bezogen auf Wirtschaftsprodukte klingt diese Auffassung in den Worten des Münchner Kommunikationsexperten Wolf-Ingomar Faecks²³ so: „Wichtig ist, eine Strategie zu haben, die über die Relevanz startet. Ich biete etwas an, was Menschen interessiert. Ich vernetze sie darüber, und irgendwann bin ich bereit, demjenigen zu erzählen, welcher Absender eigentlich dahinter steckt. Man baut ein Wertesystem auf, mit dem der Konsument sich so verbinden kann, dass man dort Nutzen transportiert. Man bietet Interaktion an und kommt dann erst mit dem Produkt an. So findet heute der Kauf statt. Das ist etwas, was bei der Kirche genau so funktioniert.“

²² Die Frankfurter Allgemeine Buch schreibt über ihren Autor: „**Jörg Tropp** ist Professor für Medien- und Kommunikationswissenschaft, insbesondere für Strategische Kommunikation und Medienökonomie. 1997 promovierte er an der Universität-GH-Siegen (Dr. phil.). 2004 folgte die Habilitation an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg und der Ruf an die Hochschule Pforzheim. Bis 2001 war Jörg Tropp geschäftsführend in internationalen Kommunikationsagenturen tätig. Er ist Mitglied in diversen nationalen und internationalen Forschungsverbänden (z.B. European Communication Research and Education Association/ECREA) und Berater von Unternehmen, Kommunikationsverbänden und Non-Profit Organisationen.“

²³ In dem Interview mit der NetzWirtschaft“ stellte sich Faecks 2017 so vor.“ Seit 2016 führe ich die Geschäfte von SapientRazorfish in Kontinentaleuropa. Davor war ich sieben Jahre Managing Director der Vorgängeragentur SapientNitro. In meinen Verantwortungsbereich fallen die DACH-Region, Italien und die skandinavischen Länder. Zudem verantworte ich seit Anfang 2017 die Geschäfte der Digitalagentur DigitaLBi in Deutschland. Daneben engagiere ich mich seit 2013 als Präsident des Gesamtverbandes der Kommunikationsagenturen GWA. In dieser Funktion habe ich es mir zur Aufgabe gemacht, die Themen Wertschätzung in der Zusammenarbeit zwischen Werbungtreibenden und Agenturen sowie die Ausbildung des Agentur-Nachwuchses zu forcieren. Außerdem liegt mir der konstruktive Umgang aller Agenturen untereinander am Herzen. „Im Juli 2018 ist Faecks in seiner Organisation aufgestiegen, wie u.a. der Kressreport meldete: „Der Wechsel in der Führungsspitze wird vollzogen, da Faecks eine globale Führungsrolle bei Publicis.Sapient übernimmt. Das Beratungsunternehmen hatte sich 2017 eine neue Struktur gegeben und sich branchenorientiert ausgerichtet. Als Senior Vice President und Industry Lead Automotive EMEA/APAC berät und betreut der 49-Jährige nun Marken wie Nissan, Hyundai, Porsche und Volvo in allen Belangen der digitalen Business Transformation.“

Das Zitat startet mit der Forderung nach Relevanz. Die Botschaft muss einen Nutzen versprechen, von kompetenter Seite herangetragen werden, sie muss emotional packen. Wer die emotionale Seite vernachlässigt, verfehlt sein Ziel.

Mark Twains Tom Sawyer gelang es, Freunde dazu zu gewinnen, an seiner Stelle den Zaun zu streichen. Aus einer Strafarbeit für ihn machte er in der berühmten Szene ein Bedürfnis, für das seine Freunde auch noch zahlten, nur um die Herausforderung des Zaunstreichens wahrnehmen zu dürfen²⁴. Mit solchen Fans kann man nicht nur Zäune streichen. Aber wie gewinnt man Menschen, die andere begeistern, weil sie Begeisterte sind? Wer geworben werden soll, will als (zukünftiger) Zugehöriger, Überzeugter oder gar (Mit-) Eigentümer angesprochen werden²⁵. Dies gilt für alle sozialen Bewegungen, Die Redensart „Da hat jemand Aktien drin“ gewinnt neue Bedeutung, jetzt in der Zivilgesellschaft. Das Mainzer Marktforschungsinstitut Forum! das sich auf Kundenbindung ausgerichtet hat, nennt „emotionale Kundenbindung“ die wichtigste Bindung überhaupt.

1.6. Mit Fans und Sympathisanten zum Auswärtsspiel, das zu Hause stattfindet.

Wenn in einem Bericht von einer „Fangemeinde“ geschrieben wird, sind wir auf der Sport- oder Musikseite. Fußballclubs haben Fans, die Steigerung sind „Ultras“. Auch Unternehmen, Verbände und andere Institutionen sollen versuchen, Fans zu gewinnen, empfehlen die Mainzer Marktforscher. Fans sind der Unterfall von Sympathisanten. Das Institut führt aus:

„Andere Gruppen, mit denen es Unternehmen zu tun haben, sind demnach Söldner, Gefangene und Gegner... Das Fan-Prinzip überträgt die Eigenschaften von Fans aus Sport, Musik und Kunst auf Kundenbeziehungen und schafft so einen völlig neuen Zugang zur Messung und Steuerung von Beziehungsqualität.“²⁶

Die Analogie zu kirchlichen Beziehungen drängt sich auf. Dazu hat das zitierte Institut ein Umfrageergebnis vorgetragen, das für Kirchenfreunde unerfreuliche Ergebnisse bereithält: Der Anteil der innerbetrieblichen Gegner innerhalb der Kirche, verglichen mit Verbänden und Unternehmen, soll demnach sehr hoch, der Anteil von Sympathisanten weit unterdurchschnittlich niedrig, Fans sollen gar überhaupt nicht vorhanden sein.²⁷ Die Ergebnisse beziehen sich auf die katholische Kirche, aber wer wollte bezweifeln, dass eine Umfrage unter evangelischen Kirchenmitgliedern nicht vergleichbare Ergebnisse brächte?

Die Aktivitäten jeder Kirchengemeinde sollten folglich unter dem Gesichtspunkt emotionaler Bindungschancen geprüft und hierarchisiert werden. Der Wert insbesondere kultureller

²⁴ In der Wikipedia-Fassung wird die Szene so geschildert: „Als Tom wieder nach einer Prügelei mit zerrissenem Hemd heimkommt, muss er zur Strafe am Samstag Tante Pollys Zaun streichen. Jedes Mal, wenn ein Junge vorbeikommt und sich über dessen Strafarbeit lustig macht, erklärt ihm Tom mit ernstem Gesicht, wie schwierig es sei, die Kalkfarbe richtig aufzubringen und dass bei weitem nicht jeder in der Lage sei, diese komplizierte Aufgabe zu lösen. Neugierig gemacht, fragen ihn die Buben, ob sie es nicht auch einmal versuchen dürfen, und erst nach langem Zögern und schließlich gegen Bezahlung mit Tauschgegenständen lässt Tom sie den Zaun für sich streichen“. https://de.wikipedia.org/wiki/Die_Abenteuer_des_Tom_Sawyer

²⁵ So Derrick Feldmann, Social Movements for Good, How Companies and Causes Create Viral Change. Hoboken, New Jersey: John Wiley and Sons 2016.

²⁶ Vergl. <http://forum-mainz.de/fan-prinzip/>

²⁷ 48 Prozent Gegner unter den Mitarbeitern und Mitgliedern der (katholischen) Kirche, 13 Prozent im Durchschnitt. Die Umfrage kommt auf gerade mal 8 Prozent Sympathisanten und Null Prozent Fans gegenüber 43 Prozent Fans und 39 Prozent Sympathisanten beim ADAC (nach dessen Krise) Quelle: Fanfocus Deutschland, im Netz http://www.focus.de/finanzen/experten/becker/hohes-ansehen-des-adac-gelbe-engel-wichtiger-als-die-kirche_id_3557938.html

Projekte, die unter dem Dach einer Kirchengemeinde oder mit ihrer Hilfe stattfinden, ist unter diesem Gesichtspunkt hoch zu veranschlagen.²⁸

Bindung soll hier in großer Bandbreite verstanden werden, also Interessensweckung, Sympathie, gelegentliche Teilnahme und aktive Dauer-Mitarbeit. Bindung erzeugt auch Reputation. Wer Reputation hat, kann mit Toleranz bei Fehlern rechnen. Wer sie einbüßt, wird schon bei geringen Fehlern gejagt. Es entsteht eine Abwärtsspirale, die sich immer schneller und unaufhaltsamer dreht. Und dann passiert, was Lars Harden bezogen auf Kirche kritisiert: „Um keine Reputation zu verlieren, traut man sich nicht mal, welche aufzubauen.“

Ob aus wachsender Bindung wachsender Glauben folgt, sollte ausdrücklich offen bleiben. Das eine betrifft die Organisation, das andere die Person und ist somit persönliche Angelegenheit. Das bedeutet nun nicht, dass Glaubensbekundungen unter privater Verschlussangelegenheit stehen sollten, aber wer mitmachen will, sollte dies ohne Glaubensbefragung dürfen. Auch die Frage der Mitgliedschaft ist von der Bindungsfrage abzutrennen. Hier kann man erfahrungsgemäß daraufsetzen, dass die formale Selbstbindung der informellen folgt.

Die Ausstrahlung einer Kirchengemeinde ist das Ergebnis der Ausstrahlung derer, die, vielleicht auch nur auf Zeit, sich der Institution Kirche am konkreten Ort verbunden fühlen.

„Herzlichkeit, Nächstenliebe, das sind Themen, die muss man attraktiv aufladen, damit man sagt, ich mache bei dem Verein Kirche wieder mit. ‚Free hugs‘ müsste eigentlich von der Kirche sein“ meint der Werbekreative Martin Pross²⁹ im Interview.

Geht es um die Tragfähigkeit eines Sympathisanten- und Fannetzwerkes, sollte man die Dauer eines Prozesses hin zu einer tragfähigen Vertrauensbeziehung, also einer solchen, die auch Führungswechsel überlebt, nicht unterschätzen. Bürgerplattformen nach dem Community Organizing Prinzip nehmen sich, wie schon dargelegt, zwei Jahre Zeit, bevor sie zum ersten Mal an die Öffentlichkeit treten.³⁰ Aber Geduld und Aufwand lohnen sich. Vertrauen verkürzt Wege, lässt Fehler besser ertragen und erhöht die Leistungsbereitschaft. Wer Vertrauen spürt, möchte nicht enttäuschen.

²⁸ Ich komme zu dieser Aussage durch Interviews und teilnehmende Beobachtung zweier Kulturprojekte: Andydrama, (<http://www.andreasgemeinde.de/gemeindeleben/theater/>) die Theaterprojekte der Niederhöchstädter Andreasgemeinde, begründet von Timo Becker. Hier werden Stücke gemeinsam entwickelt. Ich habe dazu bei Zuschauern und Mitspielern per Fragebogen nach ihrer Einschätzung befragt: Es ist außerordentlich positiv, was das Bild von der Gemeinde im Zusammenhang mit der Theaterarbeit angeht. Mehr dazu in Teil 1 des Textes (Op. 103) Ein zweites Beispiel ist die Alte Wache Oberstedten (<http://www.alte-wache-oberstedten.de/>) mit einem breiten Kulturangebot in der ehemaligen Feuerwache. Wesentlichen Anstoß zu diesem Projekt gaben das Pfarrerehepaar Miriam und Fabian Vogt.

²⁹ Martin Pross wurde 1966 in Mainz geboren. Er studierte Kommunikationsdesign an der Hochschule der Bildenden Künste in Saarbrücken und begann seine Laufbahn 1994 als Art Director bei der Agentur Maksimovic & Partners. 1996 wechselte er zu Scholz & Friends Berlin, wo er zwei Jahre später zum Creative Director aufstieg. 2001 wurde er als national und international vielfach ausgezeichnete Kreative in die Geschäftsführung berufen. 2007 übernahm er als International Creative Director gruppen- und instrumentenübergreifende Aufgaben in Deutschland und den internationalen Scholz & Friends Büros. Im April 2008 wurde Martin Pross in den Vorstand von Scholz & Friends berufen. 2014 machte er sich mit seiner eigenen Agentur (Konzeption, Text und Gestaltung für alle Kommunikationsdisziplinen) selbstständig. Zu seinen Kunden zählten u.a. Vitra, Wellendorff und Burda. Im Juni 2016 stieg er bei der antoni GmbH als Geschäftsführer Kreation ein. Pross ist seit 1998 Mitglied des Art Directors Club für Deutschland. Seine Arbeiten, u.a. für das Land Baden-Württemberg, die F.A.Z. und Mercedes-Benz, gewannen beim Clio, LIAA, The One Show und holten Gold in Cannes sowie beim ADC Deutschland. Er war u.a. Jurymitglied, Jury-Vorsitzender und -Präsident zahlreicher nationaler und internationaler Kreativwettbewerbe von ADC Deutschland bis zu den Cannes Lions Film.

³⁰ Mehr dazu Handbuch Community Organizing, Theorie und Praxis in Deutschland, Bonn 2014 in der Reihe der Stiftung Mitarbeit, Arbeitshilfen für Selbsthilfe- und Bürgerinitiativen Nr.46. Dort auch beziehbar.

Die Kehrseite ist, wird nicht gegengesteuert, selbstgenügsame Wohlfühlkultur. Sie nimmt Schrumpfung gern in Kauf. Lieber unter uns bleiben³¹ als den Falschen aufnehmen, heißt die Devise, ausgesprochen oder unausgesprochen gültig. Wer hinzutreten will, stößt an Mauern.

Die Bemühung um enges Miteinander braucht das Gegengewicht: die öffnende Veränderungsabsicht. Wo Vertrauen ist, ist Raum für Veränderung. Nur kirchliche Institutionen mit Willkommenskultur, die sich auf eine durchdachte und verlässliche Struktur stützen, werden der Gefahr der sektiererischen Klüngerlei entgehen. Interne Wertschätzungs- und externe Willkommenskultur, Innen- und Außenkommunikation werden oft als Gegensatz geschildert. Das sind sie nicht zwangsläufig. Sie können sich wechselseitig bestärken. Beheimatete reisen gern.

Allerdings nur unter der Voraussetzung, dass „Unbedingt Rauswollen“ leitende Handlungsmaxime ist. Wenn das so ist, werden Engagierte benötigt, deren Engagement sich nicht im internen Gemeindedienst erschöpft, sondern die vor die Kirchentür drängen.

Dieter Schulze van Loon³², erfahrener PR-Fachmann, meint: „Veränderungskommunikation sollte man nur machen, wenn man es wirklich ernst meint. Dann müsste eine interne Mobilitäts- und Motivationskampagne stattfinden. Diejenigen, die noch in der Kirche sind und sich auch beteiligen, muss man ins Boot holen, sie stark machen, sie bestätigen, dass sie für die richtige Sache kämpfen“

Jörg Tropp, der Hochschullehrer auf Pforzheim, bringt den Begriff Markenbotschafter ins Spiel. „Kunden, von denen ich weiß, dass es sehr verwurzelte Kunden sind, werden als Markenbotschafter eingesetzt“.

Reformationsbotschafter sind in 2016 bereits unterwegs, was spricht gegen die Übertragung dieses Prinzips auf Kirchengemeinden? Dagegen spricht nichts, meint Sebastian Turner³³, Herausgeber des „Tagesspiegel“, Aufsichtsrat der Mediengruppe Dieter v. Holtzbrinck, Mitgründer von Scholz & Friends Berlin und bis 2011 in führender Verantwortung für die Agenturgruppe. Er ist Honorarprofessor an der Hochschule der Künste. „Ich glaube, der erste

³¹ Mit „Unter uns“ sind mancherorts noch nicht einmal alle Aktiven in der Gemeinde gemeint, wie Wegner mit Hinweis auf empirische Studien bemerkt: „Hauptsache, die Stimmung im Vorstand ist gut- wie es der Gemeinde insgesamt geht, ist eher zweitrangig.“ Wegner 2014:132 bezieht sich auf Petra Angela-Ahrens, Gerhard Wegner, Wie geht's der Kirchengemeinde? Hannover 2012. Mittlerweile hat das SI mit dem 1. Kirchengemeindebarometer „Potenziale vor Ort“, Leipzig 2015, eine ausführliche empirische Studie zur Situation der Kirchengemeinden in der Beurteilung der Kirchenältesten vorgelegt.

³² Auf der Homepage der Agentur heißt es über Schulze van Loon: „Dietrich Schulze van Loon ist Gründer und Geschäftsführender Partner von ORCA van Loon Communications. Mit rund 40 Jahren Berufserfahrung in Managementpositionen bei nationalen und internationalen Kommunikationsberatungen liegen seine Arbeitsschwerpunkte heute in der strategischen Beratung von Unternehmen und Einzelpersonen sowie in der Krisenkommunikation und Kampagnenführung.

Über sein berufliches Engagement hinaus ist Dietrich Schulze van Loon Lehrbeauftragter für Krisenkommunikation an der Universität Leipzig und der FH Hannover sowie Ehrenpräsident des Branchenverbandes GPRA der führenden deutschen Kommunikationsberatungen, dessen Präsident er von 2005 bis 2009 war.“

³³ In der Kurzfassung heißt es bei Wikipedia: „Sebastian Turner (* 4. Juli 1966 in Clausthal-Zellerfeld) ist ein deutscher Medienunternehmer und Publizist. Er war von 2001 bis 2008 Vorstandsvorsitzender der Werbeagentur Scholz & Friends, kandidierte 2012 erfolglos als von CDU, FDP und Freien Wähler nominierter parteiloser Kandidat bei der Oberbürgermeisterwahl in Stuttgart und ist seit Januar 2014 Gesellschafter und Herausgeber der Tageszeitung Der Tagesspiegel.“ Turner ist neben seinem Ex-Kollegen Thomas Heilmann nach sehr erfolgreicher Zeit als Werber derjenige in den meisten Rollen, ob bezahlt oder unbezahlt ist u.a. mit 20 Prozent am Berliner „Tagesspiegel“ beteiligt und initiierte die Falling Walls Conference, die am Jahrestag des Mauerfalls internationale Spitzenforscher nach Berlin einlädt, um unter dem Motto "Welche Mauern fallen als nächste?" bevorstehende wissenschaftliche Durchbrüche zu diskutieren.

Schritt ist ein neues Selbstbewusstsein derjenigen, die sich mit Kirche identifizieren, zu erreichen. Jedes Mitglied der Kirche ist eigentlich ein Botschafter. “

Wegner liefert eine Übersetzung der Begriffe Markenbotschafter oder Fan in die marketingphobe Kirchenöffentlichkeit, wenn er von einer Gruppe von Menschen schreibt, „die bewusst dazu stehen, mit der Kirche etwas zu wollen und andere Menschen auch dahin bringen zu wollen, dass sie mit der Kirche etwas wollen.“³⁴ Ihm folgend gehören zu diesem definierten engeren Kern „wahrscheinlich nie mehr als 80-100 Personen“ pro Gemeinde. Weiter reiche die Inklusionskraft nicht.³⁵ Wirklich nicht? Hier muss die Diskussion um das Selbstverständnis der Pfarrer und Pfarrerinnen fortgeführt werden. Verstehen sie sich als Coach? Wie viele kann jede(r) binden und begeistern? Wie viel Raum ist für weitere, ob bezahlt oder unbezahlt, die dabei sind, wenn sich „ein Geist bildet, der begeistert“ (Wegner) und die ebenfalls binden können?

Wie ausgreifend ist die Suchbewegung? Der eben zitierte Dieter Schulze van Loon macht auf die Notwendigkeit aufmerksam, sich bei der Suche auf die Bedingungen des „neuen“ Ehrenamts einzustellen: „Leute, die sich engagieren wollen, tun das mehr und mehr punktuell, themenbezogen. Kirchen sollten so etwas verstärkt anbieten, nicht fragen: bist du Christ oder bist du kein Christ, sondern sagen, hier ist eine Aufgabe, hast du Lust, da mitzumachen, von deinen Kompetenzen her würde das passen. Man muss den Menschen klar machen, dass mal bei einem Projekt mitzumachen nicht bedeutet, dass man gleich dauerhaft vereinnahmt wird. Diese Sorge muss man den Menschen nehmen.“

Empfehlenswert ist der Blick auf Organisationen, die vor ähnlichen Herausforderungen stehen. So zum Beispiel Rotary. Der damalige weltweite Präsident schreibt in einer Kolumne, neue Mitglieder kämen nicht von selber, man müsse sie ansprechen und zwar direkt und wertschätzend: „Ich glaube, dass du die Kenntnisse, Fähigkeiten und den Charakter dazu hast, unser Gemeinwesen zu verbessern, und ich möchte, dass du dich mir dabei anschließt“,³⁶ lautet sein Empfehlungssatz für solche Gespräche. Man muss dazu erläutern, dass man sich bis vor wenigen Jahren bei Rotary nicht selber bewerben kann. Über einen langen Zeitraum agierte man so, als ob jeder, seit einiger Zeit auch jede, angesprochen auf Mitgliedschaft, beglückt zusage. Damit machte man sich rar und war erfolgreich. Mittlerweile ist mit einer Kultur der Schnobigkeit nichts mehr zu gewinnen. Die Bereitschaft von Unternehmen, eine Mitgliedschaft in einem der sogenannten Service- Clubs (es gibt ja nicht nur Rotary) großzügig zu unterstützen, sinkt. Die Neigung etwaiger Interessenten, sich langfristig zu binden und zudem das Familienleben und sonstige Freundschaftsbindungen hintan zu stellen, nimmt ab. „Wenn wir die Clubs weiterentwickeln wollen, brauchen wir die neue Generation. Wir müssen ihnen in ihrer Work– Life – Balance entgegenkommen.“³⁷ Die folgenden Aufforderungen könnten auch in Kirchenpapieren stehen, wenn „Rotary“ durch „Kirche“ ausgetauscht würde: „Erzählen Sie anderen von Rotary –wie unterscheiden wir uns?“ Und weiter: „Als Rotarierinnen und Rotarier sind Sie unsere besten Fürsprecher. Erzählen Sie Ihren Freunden oder Kollegen von ihren Erfahrungen mit Rotary, von ihren Projekten und wie wir Menschen helfen“³⁸ .

Ziel soll sein, den Bekanntheitsgrad weltweit, der jetzt bei 40 Prozent liegt, weitere 40 Prozent

³⁴ Wegner 2014:159

³⁵ Ebd. S. 162

³⁶ John F. Germ, President Rotary International, (2016), in: Rotary Magazin August 2016, S.23

³⁷ Ebd. S.22 (Rotarier Peter Iblher)

³⁸ Vergl. www.rotary.org/brandcenter

haben nur vage Vermutungen, deutlich zu steigern. In der Mitgliederzeitung steht dazu: „Mitglieder sind Markenpfleger.“ Im Text ist von Imagestärkung und Kundenbindung die Rede und es wird aufgefordert, die Marke Rotary zu unterstützen. „Die einfachsten persönlichen Maßnahmen und Basiswerbemittel sind dabei hilfreicher als distinguierte Zurückhaltung.“ Angeboten werden Abzeichen, Kappen, Poloshirts, Rollups und Schirme, jeweils im Rotary Blau mit den typischen Rotary Rad und dem dazugehörigen Schriftzug. Das Corporate Design gilt weltweit. In der evangelischen Kirche ändert sich das Design von Landeskirche zu Landeskirche –und davon gibt es mehr als Bundesländer- und mitunter von Kirchentür zu Kirchentür.

Auch bei Rotary, einer in weit höherem Maße als die Kirchen ehrenamtlich getragenen Organisation, folgen nicht auf jeden Aufruf aufsehenerregende Taten. Aber das Thema ist in seiner Bedeutung erkannt und von Experten durchdekliniert worden.

1.7. Face-to-Face Kommunikation intensivieren

Es mag verwundern, dass Kommunikationsexperten nicht in erster Linie zu massenmedialen Aktivitäten, klassisch (Print, Hörfunk, Fernsehen, Plakat) oder digital, raten. Sebastian Turner: „Mit einer inhaltlichen Einstellung lässt sich Kirche von innen heraus verändern. Das Mittel ist Kommunikation. Aber es geht nicht darum, dass man sagt, jetzt lass uns mal ein besonders gutes Plakat machen oder eine tolle Facebook-Kampagne. Es gibt andererseits unendlich viele kleine Maßnahmen, die wirken. Wie geht beispielsweise eine Gemeinde mit dem staatlichen Kindergarten um die Ecke um, welche Angebote machen die den Kindern? Da fängt es doch an“.³⁹

Sowohl aus der Konsumenten- als auch aus Wahlforschung ist die Überzeugung erhärtet, dass Face-to-Face Kommunikation der Schlüssel zum Erfolg ist. Innerhalb der evangelischen Kirche kann diese Feststellung aber eigentlich doch nicht überraschen, denn sie deckt sich vollständig mit dem Ergebnis der Mitgliederumfragen, wonach die persönliche Beziehung zu einem Pastor vor Ort Mitglieder am ehesten am Austritt hindert⁴⁰. Überspitzt lässt sich formulieren: Wenn jemand bekannt ist, dann ist es der Pfarrer, die Pfarrerin next door und vielleicht noch Margot Käßmann. Zur Wirksamkeit gehört Leidenschaft. Dann klappt Kirche vor Ort, so auch Holger Jung:

„Wenn man einen Super-Pastor hat, der sich bemüht, irgendwelche Events in der Kirche zu machen, der attraktiv ist, der es aus Leidenschaft schafft, beim Konfirmationsunterricht Kinder in irgendeiner Form zu begeistern, dann läuft so etwas. Je besser die Pastoren sind, je geringer wird die Austrittsquote sein“.

Damit müssten sich der weithin in der Öffentlichkeit unbekannte gesamte Überbau und alle Spezialanbieter, zumeist in einem „Haus der Kirche“ zusammengezogen, daran messen lassen, was sie für den Kontakt von Angesicht zu Angesicht beitragen. Mindestens zu allen Mitgliedern, besser zu allen Bewohnern in einem Quartier sollte kontinuierlich Besuchskontakt bestehen. Dies sollte zu den Pflichtaufgaben aller Hauptamtlichen gehören. Bestätigend Lars Harden: „Ich rate zu mehr persönlicher Präsenz, weil sie (die Hauptamtlichen) in einer ganz

³⁹ Sebastian Turner, Interview vom 1.10.2015.

⁴⁰ Vergl. dazu V. EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Engagement und Indifferenz, Kirchenmitgliedschaft als soziale Praxis Hannover 2014: 102f.

starken Symbolkraft für Kirche stehen. Derjenige, der Kirche darstellt, in welcher Funktion auch immer, trägt ganz stark das Image von Kirche.“

Eine solche Ausrichtung wird regelmäßig angestrebt und regelmäßig verfehlt. Denn sie liegt immer quer zum üblichen als Sachzwang definierten Zeitverbrauch. Zu fragen ist aber kritisch, ob –dieser Leitaussage folgend- tatsächlich alle personellen Ressourcen, die an die Basis zu verlagern sind, dorthin auch verlagert werden. Wird die Zahl der Hauptamtlichen an der Basis gegen den absehbaren Finanztrend ausgebaut, z.B. durch Ehrenamtliche mit weitgehenden Aufgaben je nach Neigung und Können? Werden Pfarrer und die anderen Hauptamtlichen vor Ort in ihrer Freude am Beruf aus dem Apparat heraus systematisch und regelmäßig gestärkt? Ist die Gehaltsstruktur so eingerichtet, dass Basisarbeit durch Zuschläge besser bezahlt wird als Positionen im Überbau, die in der Regel eher berechenbare Arbeitszeiten charakterisiert? Sind die Strukturen so gebaut, dass die Arbeit an der Basis soweit wie irgend möglich von allem, was nicht zur Direktkommunikation gehört, entlastet ist? Dies ist nur eine Auswahl von Fragen, die mit Blick auf die Aussage, dass die Face-to-Face Kommunikation der Schlüssel zur Trendumkehr ist, zu stellen sind. Die sogenannten klassischen Kommunikationsmittel und –wege wirken, verstärkend zur persönlichen Kommunikation, umso mehr, wenn sie aufeinander abgestimmt sind.

1.8. Sich deutlicher positionieren- auch an der Basis

Über die Eingangsschwelle, konkret oder bildlich zu verstehen, kommt nur, wer sich kenntlich gemacht hat. Kommunikationsspezialisten sprechen von Positionierung. Eine Positionierung muss man sich immer wieder neu erarbeiten, indem man herausstellt, was einem an einer Idee, einer Person, einer Organisation oder einem Produkt das Wichtigste ist. Dabei hilft die Frage nach der Unterscheidbarkeit gegenüber konkurrierenden Angeboten. Die Markierung des Besonderen kann auf mannigfaltige Weise hervorgehoben werden, z.B. durch optische oder akustische Signale, durch Claims oder Corporate Design, gültig für alle „Touchpoints“. Folgt man der Empfehlung, muss es nicht unbedingt komplizierter werden, wie Martin Pross⁴¹, ein Kreativer, der während seiner Zeit bei Scholz & Friends auch einige Male verantwortlich für Kirchentage gearbeitet hat, verdeutlicht:

„Man muss die einfachen Dinge verstärken. Der Wirkungstreffer kommt nun mal aus der Hüfte, nicht aus dem Kopf. Da kann man doch sagen: Jesus würde es so sagen. Man kann es doch sehr einfach stricken.“ Das Zitat zeigt, um was es hier geht: Gute Kommunikation ist immer empfängerbezogen und emotional, aber gleichzeitig, was den Absender angeht, eindeutig und nicht beliebig.

Was dies bedeutet, sagt Werberin Eva Jung. Sie findet, wesentliche Glaubensaussagen seien in der Gesellschaft nicht mehr präsent. „Hier hat die Kirche ganz klare Kommunikationsaufgaben, denen sie bislang kaum bis gar nicht nachkommt.“

Schaut man sich die Kommunikation der evangelischen Kirchen zum Reformationsjubiläum an -jede Landeskirche macht ihr eigenes Ding-, dann stehen Martin Luther und das Miteinander von Katholizismus und Protestantismus unverbunden im Mittelpunkt. Es bleibt vage, ob nach Ansicht der Kirchenleitenden es nun um die Bewahrung des Besonderen des Protestantismus geht oder darum, dass die katholische Konkurrenz sich dem evangelischen Vorbild möglichst anpasst, wobei wiederum offen bleibt, zu welchem Ziel.

⁴¹ Martin Pross im Interview

Sollten die christlichen Kirchen das Unterscheidbare herausarbeiten? Die einhellige Antwort der Experten lautet: „Ja“.

Frank-Michael Schmidt, Politologe und CEO der Scholz & Friends Group, fragt einschränkend, wie man es verstehen soll, dass beide Kirchen seit Jahren gleich stark Mitglieder verlieren (immer pro Jahr über 200 Tausend), obschon sie doch unterschiedlich sind. „Das Interessante ist, dass beide Kirchen in Deutschland das ähnliche Problem haben.“ Aber auch er rät, Kirche als Marke zu verstehen und zu führen. Was heißt das? Schmidts früherer Kollege Rainer Zimmermann⁴², früher Agenturchef sowohl von Werbe- als auch von PR-Agenturen, heute Hochschullehrer, rät: „Ich würde den spirituellen Kern versuchen zu beleben, ohne alles andere“

Zimmermanns Empfehlung, von einer Reihe seiner Kollegen mit diesen oder ähnlichen Worten geteilt, macht klar: Positionierung bedeutet nicht, dem Zeitgeist hinterher zu laufen. So der profilierte Hamburger Werber Manfred Schüller, Gesellschafter der Agentur Nordpol.⁴³ „Kirche sollte Justierung oder Gegenposition liefern“.

Dessen Kollege Klaus-Peter Schulz⁴⁴ spricht sich sogar dezidiert gegen aus seiner Sicht allzu modern angelegte Gottesdienste aus: „Kirche soll an ihrem ureigenen Markenkern festhalten, weil ich dann als Christ, wenn ich in die Kirche gehe, weiß, was mich erwartet. Das gibt mir eine Kraft, in Verbindung zu treten, besser als zuhause. Kirche ist kein Ort, wo ich eine Show oder eine Unterhaltung suche, das wäre für mich eher fehlgeleitet. Wenn Kirche versucht, sich immer weiter an allen möglichen Geschmacksfarben zu orientieren, wenn Kirche alles abdecken wollte, nur um jetzt populär zu sein und dabei ihren eigenen Markenkern verlässt, das fände ich nicht gut!“⁴⁵ Profil ausbilden, das bedeutet: sich auf Stärken zu besinnen und diese herauszustellen.

Betrachten wir die Ebenen, so könnte das religiöse Angebot gegenüber säkularen herausgearbeitet werden. Die zunehmende Konkurrenz ist unbestritten, auch unter den Kommunikationsexperten wie Martin Proß: „Wenn man sich in Berlin für alles interessiert, kann

⁴² Rainer Zimmermann studierte Germanistik, Soziologie und Publizistik in Münster und promovierte über den Epochenbegriff der 1930er Jahre in Deutschland. Parallel zum Studium absolvierte er eine journalistische Ausbildung und schrieb als freier Redakteur für Magazine und Zeitungen. Seine Tätigkeit als Kommunikationsberater begann er bei ABC/Eurocom in Düsseldorf. 1992 wechselt er als Gesellschafter zur PR-Agentur Kohtes & Klewes und führt die Agentur als CEO 1996–1999. Im Jahre 2000 wurde er zum CEO der BBDO Germany berufen und engagiert sich in dieser Zeit auch als stellvertretender Präsident des Gesamtverbands Kommunikationsagenturen (GWA). 2004 formte Zimmermann aus Kohtes & Klewes und dem Brodeur Netzwerk die europäische Kommunikationsagentur Pleon. Seit 2005 ist er Professor für Strategie, Design und Kommunikation an der Fachhochschule Düsseldorf, seit 2009 leitet er den Think Tank der strategischen Kommunikationsberatung Deekeling Arndt Advisors

⁴³ 2018 gab er Young Leader ein knapp 20-minütiges Interview, das bei Youtube abzurufen ist. <https://www.youtube.com/watch?v=Zjj-uayrY7k>

⁴⁴ Klaus-Peter Schulz war Mediamanager, Agentur- und Medienvermarkterchef und gilt als versierter Kenner der Mediabranche. Seine Karriere startete er bei Initiative und Kraft Foods. Als Geschäftsführer von Media 1, der damaligen Vermarktungstochter des Privatsenders Sat.1, begleitete er die Fusion der Verkaufsunits innerhalb der ProSiebenSat.1 Gruppe zur SevenOne Media, die er danach als Geschäftsführer leitete. 2001 wechselte er zur Agenturgruppe Omnicom, wo er zunächst fünf Jahre lang die Mediaagentur OMD führte und 2007 schließlich als CEO in die Holding BBDO Germany wechselte. Nach einer Rückkehr zur ProSiebenSat.1 Media AG als Vorstand Sales & Services machte sich Klaus-Peter Schulz vor vier Jahren als freier Unternehmensberater selbstständig. Er wurde außerdem in den Beirat der Grey Group berufen und beteiligte sich an mehreren Firmen aus dem Kommunikationsbereich.

⁴⁵ Klaus Peter Schulz war Mediamanager, Agentur- und Medienvermarkterchef und gilt als versierter Kenner der Mediabranche. Er ist heute Berater und Vorsitzender des Verbandes der Medienagenturen OMG. An dieser Stelle sei darauf hingewiesen, dass mehrere Gesprächspartner (Mutter, Schüller, Käfer, Schulze van Loon) auf die Notwendigkeit einer eingehenden Markenanalyse hinwiesen, so wie es bei Aufträgen aus Wirtschaft und Politik auch üblich ist.

es sein, dass Kirche ein bisschen zu kurz kommt, weil das hier untergeht.“ Unterhalb dieser Ebene konkurrieren die christlichen mit den nicht-christlichen Religionen. Weltweit werden Christen verfolgt. Da muss man von den Kirchen eine klare Position erwarten, auch hierzulande⁴⁶.

Die nächste Ebene ist die evangelische Kirche mit ihren unterschiedlichen Strömungen. Für die evangelische Kirche muss der Slogan „Evangelisch aus gutem Grund“ immer wieder mit Leben erfüllt werden. In den Worten von Lars Harden bedeutet dies: „Das Mantra muss sein, das Differenzkriterium von Protestantismus zu anderen religiösen Angeboten herauszuarbeiten. Hauptempfehlung die ich habe: Positioniert eure Köpfe und gebt ihnen ein klares Profil! Seid sprechfähig! Warum ist es besser, Protestant zu sein als es nicht zu sein! Auf diese Frage müssten die Menschen, die diese Kirche repräsentieren, eine Antwort haben.“

Gehen wir innerhalb der evangelischen Kirche auf die Ebene von Landeskirchen und innerhalb dieser in die Regionen, so lassen sich dort verschiedene Traditionslinien verfolgen, die bis heute innerhalb der Institution Kirche beachtet werden. Ob und wie weit dies auch die Kommunikation nach außen steuert, soll uns hier nicht interessieren, obschon aus Kommunikationssicht zu fragen ist, ob die Vielfalt sich beim Rezipienten zu einem positiven Bild zusammensetzt oder eher Verwirrung stiftet oder gar Desinteresse fördert.

Kommunikationsexperten wie Martin Pross plädieren dafür, dass mindestens in der Führung bindende Autorität sichtbar ist. „Einer muss formulieren: Wir spielen nach dieser Tonart und haben diese Haltung. Führung führt dazu, dass ich mich jemandem anschließe, das ist einfach so. Wenn ich zu moralischen Fragen Führung verspüre, dann ist das für mich attraktiv. Da wird ein Angebot formuliert: Dies ist meine Haltung, und wenn du dafür bist, stell dich zu uns.“

Aus diesem Grund habe ich übrigens wiederholt und vergeblich gefordert, die Position des EKD-Ratsvorsitzenden zu stärken. Er sollte dazu hauptamtlich diese Rolle als Erster Bischof wahrnehmen, einen eigenen Titel (Erzbischof?) erhalten, der diesen Anspruch verdeutlicht und in Berlin und Brüssel seinen Dienort haben. Diese aus kommunikativer Sicht konsequente Forderung wurde postwendend zurückgewiesen.⁴⁷ Kernargument: Es war schon immer anders: Der Ratsvorsitzende ist Zwei-Bänder-Mann, also Bischof einer Landeskirche und primus inter pares (bloß nicht mehr!) auf deutscher Ebene. Heinrich Bedford-Strohm pendelt zwischen München, Hannover (Sitz der EKD) und Berlin. Trotz aller Emsigkeit dringt man mit so geringen Zeitressourcen schwerlich in die erste VIP-Reihe vor, besonders was die mediale Präsenz des nichtkirchlichen Raums betrifft. Ein Abgleich der Termine zwischen ihm und Huber, der als Berliner Bischof kurze Wege in die Politik hatte, würde den Unterschied verdeutlichen. Aber das zu ändern liegt weder im Interesse der Bischofskollegen noch der hannoverschen Verwaltung noch des Beauftragten bei der Bundesregierung, der gleichzeitig ein Büro in Brüssel leitet.

Wendet man sich der Basis zu, so ist, wenn die Face-to-Face Kommunikation der Schlüssel ist, die Frage zu stellen, ob einzelne Kirchengemeinden sich zueinander sichtbar mit einem je unterschiedlichen Angebot differenzieren sollten. Es geht also um die Frage nach einer Positionierung an der Basis. Die Vielfalt von gepredigter und praktizierter Religiosität unter dem Dach ein- und derselben Kirche gibt Raum für eine solche Profilbildung an der Basis. Für

⁴⁶ Wenn christliche Geflüchtete über Übergriffe durch muslimische Mit-Flüchtlinge klagen, kann man sich nicht auf wenige Einzelfälle herausreden. Geprüft werden muss allerdings, ob die Beweggründe für die Übergriffe tatsächlich religiöser Natur sind.

⁴⁷ <http://www.kirche-mv.de/EKD-will-keinen-hauptamtlichen-Ratsvorsitzenden.3476.0.html>

den Glaubenssucher folgt daraus der Rat, sich ihr oder sein Urteil nicht schon nach dem Besuch der nächstgelegenen Gemeinde zu bilden, sondern sich seine oder ihre Gemeinde zu suchen. Abgesehen von abgelegenen ländlichen Räumen ist dies zumeist möglich, wird aber, in der Praxis eher kritisch beäugt und selten praktiziert. Ablesbar an den Missionstatements und am gleichförmigen Gottesdienstbeginn: Sonntag 10 oder 10.30 Uhr, fertig.

Zur kirchengemeindlichen Kommunikation meint Manfred Schüller, profilierter Hamburger Werber: „Kirchengemeindeangebote sollten sich unterscheiden. Ich glaube, dass die Kirche in Eppendorf eine andere ist als in Wilhelmsburg.“ Eine derartige Feststellung klingt nicht sonderlich aufregend. Aber wird die Kommunikationspraxis auf Gemeindeebene der Forderung nach Differenzierung gerecht? Besteht auf der Ebene der Kirchenleitungen vor Ort Konsens darüber, dass Wechsel von einer Gemeinde in die andere immer dann unterstützt werden sollten, wenn sie die Beheimatung des Wechslers an Kirche insgesamt fördert?

Übrigens stehen die Ergebnisse innerkirchlicher empirischer Studien in voller Übereinstimmung mit den Expertenmeinungen. Beide empfehlen Kirchengemeinden nachdrücklich, Profil auszubilden, was bedeutet: die Stärken zu bestimmen und herauszustellen. „Entscheidend ist die Erfahrung, dass die Gemeinden etwas wollen, und so ein Profil ausbilden...Etwas zu wollen, das auch zu sagen und dann auch zu tun, hat seine eigene Faszination und zieht Menschen an, weil es mit Selbstbewusstsein und Tatkraft einhergeht. Selbstbewusstsein erzeugt ein Kraftfeld⁴⁸, heißt es heißt es in einer Studie, in der „Kirchengemeinden mit Ausstrahlung“ auf ihr Erfolgsgeheimnis hin untersucht wurden.

Unterschiedliches Profil bedeutet aber auch: Nicht jede Gemeinde bietet alles. Der Münchner Kommunikationsexperte Ingomar Faecks fordert in diesem Zusammenhang den Verzicht auf Allmissionierung. „Die „Allmissionierung“ - eigentlich ist unser Glauben universell und muss jedem helfen-, macht es unglaublich schwer, eine klare Positionierung zu formulieren, weil sie immer den Anspruch hat, ich muss jedem ein Stückchen bieten, auf das er sich beziehen kann. Ich glaube, man kann stabiler und erfolgreicher sein, wenn man sich auf die Werte besinnt, sie intensiv lebt, und eine Basis hat, die wenigstens loyal und stabil ist, anstatt immer den Anspruch zu haben, ich muss alle bedienen.“ Wenn Alternativen in gut erreichbarer Nähe sind, lässt sich dies verantworten, erfordert aber systematische und aus den Kirchengemeinden getragene Zusammenarbeit. Hier kann die weiter oben bereits vorgestellte vorzügliche Arbeit des Zentrums für Mission in der Region greifen⁴⁹.

Es ist also gut und richtig, von Zeit zu Zeit zu überprüfen, ob die Kommunikation rund um die Marke der DNA des evangelischen Glaubens entspricht oder von ihr abführt. Die positiven Folgen sind mannigfaltig: Das rare Gut „Loyalität“ wird gestärkt, das Engagement für die Kirche und für die Gesellschaft unter kirchlicher Führung ausgebaut. Aber was ist das Ziel in Bezug auf Mitgliedschaft? Innerhalb der Kirche ist umstritten, was innerhalb der Kommunikationsexperten völlig unbestritten ist: Wer Mitglieder verliert, muss alles daransetzen, neue Mitglieder zu gewinnen und den Ausstieg der bisherigen Mitglieder abzubremsen. Damit ist nichts über die Methode gesagt, wohl aber über die Zielsetzung.

Wer weiß, wer er ist, kann sich bemerkbar machen und damit merkbar. Wer meint, es reiche, dieser Aufgabe ausschließlich in den Gottesräumen nachzukommen, bleibt im Anspruch unterhalb der Bestandserhaltung. So wichtig es ist, über attraktive Gottesdienste,

⁴⁸ Wegner 2014:30 unter Verweis auf Philipp Ehlhaus/Matthias Wöhrmann (Hrsg.), Wie Kirchengemeinden an Ausstrahlung gewinnen, Zwölf Erfolgsmodelle, Göttingen 2012

⁴⁹ Leitung Hans-Hermann Pompe, umfangreiche Publikationstätigkeit. 2018 eingestellt.

innerkirchliche Zielgruppenangebote und alte und neue Kasualien⁵⁰ nachzudenken, so eindeutig ist andererseits: Kirche, die nicht aus ihren Gemäuern herausdrängt, verkümmert. Dies wird von Kirchengemeinden zunehmend gesehen, aber die überwiegende Zahl sitzt noch gewissermaßen in den Startlöchern, etwas unschlüssig und gefühlt schon jetzt mit dem, was als Kerngeschäft angesehen wird, subjektiv überlastet.⁵¹ Wachstum ohne die Möglichkeit, neue Gemeinden zu gründen, ist nicht vorstellbar. Dieses Instrument wird in der englischen Fresh-Ex Bewegung angewandt und trotz jahrelanger Beobachtung durch hiesige Kirchenleute nicht nachgebaut. Als Gesprächsstoff willkommen, als Handlungsanleitung unerwünscht. Konkurrenz stört den negativen Trend, an den man sich so sehr gewöhnt hat.

Geht man auf die Ebene von Personen, lässt sich fragen, ob sich die Forderungen nach stärkerer Positionierung und stärkerer Personalisierung nicht widersprechen. Denn Kommunikation erzielt Wirkung nicht dadurch, dass eine Fülle von widersprüchlichen Meinungen ein- und desselben Absenders angeboten wird. Andererseits sind Akteure, die ihr Profil zugunsten einer Einheitsmaske verbergen, auch nicht überzeugend. Parteien behelfen sich mit der Benennung von Themenverantwortlichen, die in ihrem Feld die Verantwortlichen sind und an denen vorbei nicht kommuniziert werden darf. Das ist in der evangelischen Kirche offenbar schon auf der Ebene der Leitung kaum zu verankern, wenn es auch erste Ansätze von Ressortverantwortung innerhalb der EKD-Führung gibt. Allerdings liegt der öffentliche Auftritt in der Gesellschaft nicht unbedingt in den Genen des Protestantismus, wie Kirchenkenner Harden meint: „Es gibt eine falsch verstandene Bescheidenheit in der Kommunikation von Protestanten, die Eitelkeit der Bescheidenheit.“

1.9. Unbedingt raus

„Die Kirche sollte umschalten von der Binnenorientierung auf eine Außenorientierung. Im Mittelpunkt steht Outgoing. Ich finde, das ist als Muster wichtig. Problemschulen werden gedreht, weil die Lehrer Eltern besuchen. Ein wichtiger Merkpunkt: Kirche sagt, wir gehen raus zu den Leuten. Wir wollen bei denen sein, wir wollen die verstehen, wir wollen die Nähe.“

Sebastian Turners Empfehlung steht nicht verloren auf kahler Fläche. Im neu eingerichteten EKD-Themendossier „Ehrenamt“⁵² heißt es: „Kirche zielt auf Öffentlichkeit. Ihre wesentliche Aufgabe ist es, das Evangelium öffentlich zu machen. Das kann sie nur, insofern sie eine sichtbare soziale Gestalt hat“⁵³.

⁵⁰ Zu den neuen Kasualien zählen Pohl-Patalong und Eberhard Hauschildt 2016:28 „Rituale zur Trennung von Paaren, Segnung homosexueller Paare, aber auch Gottesdienste zum Übergang in den (flexiblen) Ruhestand signalisieren ein Umdenken, ebenso kirchliche Angebote, die anderen Lebenswegen folgen wie beispielsweise Single-Arbeit, Vater-Kind-Freizeiten oder Projekte für die ‚jungen Alten‘. Ein weiteres vor allem von Freikirchen wie dem Christlichen Zentrum Wiesbaden allmonatlich mit enormem Zuspruch besetztes Feld sind Heilungsgottesdienste. Eva Jung weist auf die Attraktivität von Segnungsgottesdiensten hin. „Die Menschen kommen teilweise nur noch wegen des Segens in den Gottesdienst.“ Jung, Interview. Herausforderungen und Perspektiven kirchlicher Kasualpraxis, in: Hessisches Pfarrblatt Nr.5/2012, S. 103-109, im Netz abrufbar http://www.ekkw.de/pfarrverein/pfarrblatt/pfarrblatt_2012_5.pdf

⁵¹ Henning von Vieregge, Flüchtlingshilfe als Chance für Gemeinden? Engagement und Ehrenamt in Kirche und Gesellschaft, in: Hessisches Pfarrblatt Nr. 1/2016 S.3-10, Im Netz abrufbar http://www.ekkw.de/pfarrverein/pfarrblatt/Pfarrblatt_1_2016.pdf

⁵² Vgl. Pressemitteilung der EKD vom 17.2.2016 http://www.ekd.de/presse/pm17_2016_ekd_website_evangelisch_ehrenamt_de_gestartet.html, die auf die Themenseite <http://www.evangelisch-ehrenamt.de/> verweist. Das mittlerweile beendete Projekt stand unter der Leitung des Referatsleiters „Sozial- und Gesellschaftspolitik“ im Kirchenamt der EKD, OKR Ralph Charbonnier. Unter den acht Themenpaten sind zwei aus Hessen: Ina Wittmeier, Dr. Steffen Bauer und als Experte Dr. Ralph Fischer.

⁵³ <http://www.evangelisch-ehrenamt.de/dossier> unter dem Stichwort Zivilgesellschaft.

„In der Regel prekäre Finanzsituationen waren und sind auch weiterhin“⁵⁴ Auslöser der Reformbemühungen der EKD, aber nachdem sich das Sparen als äußerst schwierig erwiesen hat und zudem sich, mindestens übergangsweise, die Finanzsituation im Gefolge der guten konjunkturellen Lage Deutschlands viel besser entwickelt hat als prognostiziert, lautet nach einer Bochumer Studie das Hauptziel der Veränderungsprozesse nun, dass „die Stellung der Kirche in der Gesellschaft behauptet bzw. weiter ausgebaut“ wird und Kirche „als mitgestaltender Akteur in der Zivilgesellschaft wahrgenommen“ wird. Und: „Die Angst vor der Bedeutungslosigkeit ist der stärkste Motor.“⁵⁵

Der Gießener Soziologe und Theologe Reimer Gronemeyer verdeutlicht seine Sicht zum Status und zur Chance von Kirchengemeinden: „Ich denke, dass die Kirche heute so bedeutungslos ist wie noch nie und gleichzeitig so viel Bedeutung von ihr erwartet werden könnte wie noch nie. In einer Welt, in der Geld, Konkurrenz, Ehrgeiz das Einzige ist, was nachgeblieben zu sein scheint, ist dieses Gefühl der Sinnleere überwältigend groß. Ich bin der festen Überzeugung, dass von den Gemeinden da sehr viel erwartet werden könnte, dass es eine ganz wichtige Aufgabe wäre, wichtiger als die diakonische“.

1.10. Durch Zuhören Orientierung gewinnen

„Die Kirche sollte sich sagen: Wir gehen raus zu den Leuten, wir wollen bei ihnen sein, wir wollen sie verstehen, wir wollen die Nähe.“ Diese Aussage Sebastian Turners könnte über einer Initiative in einer katholischen Gemeinde im Frankfurter Speckgürtel stehen.

Steinbach am Taunus, (die katholische) Bonifatius Gemeinde, Samstagmorgen im Februar 2016: Knapp 20 Personen, kein Pfarrer, zwei Gemeindeferenten, der Rest Kirchenaktive sind der Einladung gefolgt. Thema ist die Vision der Gemeinden Oberursel und Steinbach. Dieser Kreis hat sich zur Mitwirkung bereit erklärt. Einer liest nach dem Eingangslied aus Michael Endes „Momo“ vor. Es geht ums gute Zuhören. Das Zitat lautet (verkürzt):

„Was die kleine Momo konnte wie kein anderer, das war: Zuhören. Das ist doch nichts Besonderes, wird nun vielleicht mancher Leser sagen, zuhören kann doch jeder. Aber das ist ein Irrtum. Wirklich zuhören können nur ganz wenige Menschen. Und so, wie Momo sich auf Zuhören verstand, war es ganz und gar einmalig. Momo konnte so zuhören, dass dummen Leuten plötzlich sehr gescheite Gedanken kamen. Sie konnte so zuhören, dass ratlose und unentschlossene Leute auf einmal genau wussten, was sie wollten. Oder dass Schüchterne sich plötzlich frei und mutig fühlten. Oder dass Unglückliche und Bedrückte zuversichtlich und froh wurden...So konnte Momo zuhören!“

Die Teilnehmer bereiten sich auf Interviews vor. Die Ergebnisse der Interviews sollen einfließen in einen Visionstag. Auf diesem Weg möchte die Gemeinde sich ihrer Vision annähern. Die Gespräche sollen mit jeder und jedem geführt werden, zu denen die Interviewer Zugang haben. Die Initiatoren unterstreichen: Jeder soll nur so viele Interviews durchführen, wie Zeit und Lust es zulassen. Empfohlen werden Antworten im Verhältnis von 2:1 Nichtmitgliedern der Kirchengemeinde, auch Nichtbewohnern des Ortes zu Kirchenmitgliedern. Das Besondere an den Interviews sind Interviewkarten, aus denen der zu Befragende sich die Fragen aussuchen kann, die er beantworten möchte. Dazu eine Jokerkarte für eine nicht gestellte Frage. Die Antworten werden protokolliert und das Protokoll

⁵⁴ Stefanie Brauer-Noss, Die Öffnung der Kirche in die Gesellschaft hinein, Reformprozesse in der evangelischen Kirche in Deutschland, in: Evang.Theol, Heft 1, 2016, S. 7-20, hier S.10

⁵⁵ Brauer Noss 2016: 14

geht dem Befragten zur Korrektur zu. Und alle zum Visionstag einladen! Ich erfahre, dass für diese Gemeinden und die Nachbargemeinden ein Pfarrer zur Verfügung steht und Pastoralreferenten mit unterschiedlichen Zeitanteilen. Der Blick der Initiatoren und all derer, die sie im Prozess gewinnen, richtet sich auf das Quartier, und gleichzeitig darüber hinaus.

Muss man, um sein Anliegen in die Welt zu tragen, erst einmal die Klappe halten und lernen, zuzuhören? Von Aerosmith stammt der Satz: „*The reason a dog has so many friends is that he wags his tail instead of his tongue.*“ Nochmals zu St. Bonifatius: Frage: Warum arbeitet ihr an einer Vision? Antwort: *Kirche muss sich mit dem Glauben der Menschen auseinandersetzen. Sie muss Gott bei den Menschen finden.* Frage: Warum befragt Ihr bei Eurer Visionssuche Außenstehende und Kirchenmitglieder im Verhältnis zwei Drittel zu ein Drittel? Antwort: *Es muss ein Augenmerk auf die Außenstehenden gelegt werden, um sich selbst neu zu bestimmen.*⁵⁶

1.11. Online-Kommunikation auch als Kirchengemeinde verstärken.

„Nähe kann digital hergestellt werden. Die größte Nachbarschaft findet mittlerweile im Netz statt.“ Der Rat der Experten, hier Martin Pross, ist einhellig: Es muss mehr getan werden.

In einer 2015 geschriebenen, im Netz zugänglichen Masterarbeit⁵⁷ sieht der Autor sowohl Vereine und Verbände in Deutschland als auch die Kirchen in den USA, bezogen auf digitale Präsenz, bedeutend weiter⁵⁸. Seine Empfehlung: „The church must go where the people are. Die Öffentlichkeit versammelt sich nicht mehr auf dem kirchennahen Marktplatz. Der zentrale Treffpunkt ist heute das Internet. Aber auch da kann sie sich Gehör verschaffen.“ Ein Beispiel aus den USA, eher zufällig aufgetan: In der First Church of Christ in Sandwich of Cape Cod hat sich die Gemeinde das Motto „CARING PEOPLE, SHARING GOD'S LOVE“ gegeben. Und weiter heißt es: „A welcoming community that celebrates God's love in the Good News of Jesus Christ by serving the individual, the church, and our world through creative worship, spiritual growth, and nurturing fellowship.“ In der Kirchenbank liegt für jeden Besucher ein Verzeichnis der „Small Group Ministries“. Unterschieden wird zwischen dem Dienst innerhalb der Kirche („Within Our Walls“) und außerhalb („Beyond Our Walls“). Ein weiterer Flyer ist überschrieben „I Wish...“ Hier kann der Besucher Wünsche ankreuzen. So kann man u.a. Gesprächsverabredungen mit dem Pastor, Besuchsverabredungen zu einem Kranken, Predigtthemen, Liederwünsche und Informationswünsche zu Kirchenaktivitäten kundtun und sich in eine Mailingliste eintragen. Ein weiterer Folder gibt allgemeine Hinweise. Wo sind die WCs, wohin mit den Kindern („Children's noises are always welcome!“), wie funktioniert das Abendmahl praktisch („Gluten-free bread is available on the far right side“) usw. Bei einem Umschlag und einem in knalligem Orange eingeschweißten Zettel geht es um Geld. In dem Umschlag kann man, ergänzend zur oder, wie ausdrücklich belehrt wird, anstelle der üblichen Spendensammlung mit einem Klingelbeutel, Geld spenden und dabei eine von drei

⁵⁶ Mail von Harald Schwalbe, einem der Macher. Mittlerweile hat eine Kerngruppe 350 (!) Interviews ausgewertet. Schon jetzt steht fest, dass dieser Visionsprozess zum Nachmachen einlädt, und zwar nicht nur katholische Kirchengemeinden. Ergebnisse des Visionsprozesses finden sich in Susanne Degen, Andreas Unfried, XXL Pfarrei, Wie Menschen Kirche entwickeln, Würzburg 2018. Siehe dazu meine Besprechung XXL und nah am Menschen – wie soll das gehen? Wie Menschen Kirche entwickeln, in: Hessisches Pfarrblatt Dezember 2018 S.204ff (im Netz nachzulesen)

⁵⁷ /users.informatik.haw-hamburg.de/~ubicomp/arbeiten/master/neufeldt.pdf

⁵⁸ Ingmar Neufeldt kommt unter dem Titel „Externe digitale Kommunikation kirchlicher Einrichtungen in Deutschland“ zu einem nicht unerwarteten, gleichwohl ernüchternden Ergebnis: „Befasst man sich mit der Haltung der Internetgemeinde bezüglich der deutschen Glaubens- und Religionslandschaft, so fällt das Resümee weitestgehend negativ oder skeptisch aus. Dies mag daran liegen, dass sich die Kirchengemeinden und die großen deutschen Kirchen im Internet bisher nicht besonders gut platziert haben.“

Möglichkeiten ankreuzen: generelle Spende, spezielle Spende für eine der Gemeindeaktivitäten oder spezielle Spende zu einem individuellen Zweck. Der orange Zettel fordert zu monatlicher, vierteljährlicher oder jährlicher Spende oder On-Line Spende auf. Der Spendenaufforderung vorweggestellt ist das Gemeindemotto.

In Deutschland gibt es neuerdings interessante, von Kirchengemeinden nutzbare Angebote jenseits von Facebook, aber das Verständnis dafür, dass auch so Gemeindekommunikation betrieben werden kann⁵⁹, ist (noch) mangelhaft ausgebildet.

1.12. Über die Bande kommunizieren

„Um gehört zu werden, wäre Kommunikation über die Bande vorteilhaft für die, die glaubwürdig zu mir als Kirche passen und meine Botschaften in die Öffentlichkeit transportieren.“

Ebenso wie der Auf- und Ausbau der digitalen Kommunikation liegt auch in dieser Empfehlung des Pforzheimer Medienwissenschaftlers Jörg Tropp eine Riesenchance, nutzbar für jede Kirchengemeinde. Beachtet werden müssen die Vulnerabilität von VIPs einerseits und die notwendige wechselseitige „Passung“ andererseits. Dies betrifft auch die journalistischen Fähigkeiten des kirchgemeindlichen Personals. Mancher Pastor hält sich irrtümlich für einen guten Interviewer oder Moderator, bloß weil er stotterfrei predigen kann. Die Fähigkeit zu journalistischer Präsenz ist nicht angeboren, sondern trainiert. Glaubensthemen sind gewiss delikate Themen, gleichzeitig –wenn es gut läuft- aber auch ergreifende.

„Über die Bande spielen“ bedeutet aber nicht nur, andere für sich sprechen zu lassen. Es kann auch so verstanden werden, dass der direkte Weg zum Entscheider, bei dem man etwas erreichen möchte, z.B. ein Kommunalparlament, oft nicht der kürzeste im Sinne von effektivste ist. Der Weg über die Lokalzeitung, um beim Beispiel zu bleiben, öffnet die Gehörgänge der Entscheider für das Anliegen, zumal wenn die Bereitschaft zur Vertiefung eines öffentlich auszutragenden Konflikts, jedenfalls dann, wenn man gute Argumente in der Hand hat, gleich mitgeliefert wird.

1.13. Momentum schaffen

Mit einem steilen Zitat des Düsseldorfer Hochschullehrers Rainer Zimmermann möchte ich ins Schlusskapitel einsteigen.

„Es muss irgendwann mal wieder ein Momentum entstehen. Man hat seit langem das Gefühl, die ganze Geschichte wird verwaltet, herunter verwaltet, sie schrumpft und schrumpft. Man muss Aktivismus machen, man braucht die grüne Wiese, man muss mit dem Alten brechen, einen Neuanfang machen. Man braucht eher die Figur des Aktivisten denn die Figur des Funktionärs“

Eine Kirchgemeindeversammlung ließe sich mit diesem Zitat in eine lebhafte und möglicherweise kreative Debatte ziehen, sofern Debattenkultur in der Gemeinde bereits verankert ist. Aus meiner Erfahrung weiß ich: Es geht hier nicht um das Spannungsverhältnis von Haupt- und Ehrenamt, das viele innerkirchlichen Debatten durchzieht. Funktionäre und

⁵⁹ Ich beziehe mich auf Gespräche mit Pastoren, die auf den Hinweis auf die seit Ende 2015 im Netz befindliche Plattform nebenan.de, die Gruppenbildung innerhalb abgegrenzter Bezirke zulässt, mit Ratlosigkeit reagierten. „Was hat das mit uns zu tun?“ Es käme darauf an, jetzt gute Beispiele zu sammeln und auszuzeichnen so wie es Christon in zwei Wettbewerben zu herausragenden Gemeinden getan hat und dann nicht Eigenes zu stricken, sondern zu kooperieren. Der Wert liegt sowohl in der gemeindeeigenen Plattform als auch in der lokal abgegrenzten Vernetzung zu allen Nachbarn.

Aktivisten befinden sich nämlich auf beiden Seiten. Es geht auch nicht um einen Aufruf zum Aktivismus um des Aktivismus Willen. Der Start zu Neuem oder zur Intensivierung von Bewährtem kann auch in einer Kirchengemeinde nur begrenzt stimuliert werden. Das Momentum, die Chance zum Zugreifen, muss da sein. Wer aber nicht auf diese Situation vorbereitet ist, wird sie verpassen. Es ist wie Bismarcks berühmter Mantel der Geschichte, den es zu ergreifen gilt. Der Aufbruch in Sachen religiöser Kommunikation ist zielorientiert: Mit mehr Menschen mehr tun wollen. Der Hebel ist die Kommunikation, die im Kampf um Aufmerksamkeit Regelbrüche nicht scheut, wenn diese zur Neudeutung des Bewährten und damit zu neuer Begeisterung für den Glauben führen.

Jede Kirchengemeinde hat einen weiten Wirkungsraum. Es ist der Raum der Bürger- und Zivilgesellschaft, in der Kirche umso willkommener ist, je mehr sie sich auf sich selbst besinnt und gleichzeitig aus sich herausgeht.

2. Experten der Zivilgesellschaft

Antworten von Experten aus Kirche und Zivilgesellschaft, insbesondere auf die Frage, ob Kirche zur Zivilgesellschaft gehört

Auch wenn den Interviews mit den Zivilgesellschaftsexperten ebenfalls Leitfragen zugrunde lagen, liefen deren Antworten deswegen stärker auseinander, weil das angesprochene Themenfeld breiter war. Deswegen wurde auf eine thesenartige Zusammenfassung zugunsten einer personenbezogenen Darstellung verzichtet. Interviewpartner waren

- Dr. Holger Backhaus-Maul (HBM) am 9.12.2015,
- Prof. Dr. Klaus Dörner (KD) am 19.11.2015,
- Olaf Ebert (OE) am 9.12.2015,
- Prof. Dr. Reimer Gronemeyer (RG) am 1.6.2016,
- Tobias Kemnitzer (TK) am 7.12.2015,
- PD Dr. Ansgar Klein (AK), am 12.11.2015,
- Brigitte Manke (BM) am 2.11.2015,
- Carsten Müller-Meine (CMM) am 9. 9. 2015,
- Prof. Dr. Leo Penta (LP) am 8.12.2015,
- Loring Sittler (LS) am 11.11.2015,
- Dr. Rupert Graf Strachwitz (RS) am 4.12.2015,
- Prof. Dr. Christoph Zarnow (CZ) am 13.1. 2017,
- Olaf Zimmermann (OZ) am 8.2. 2016.

2.1. Dr. Holger Backhaus-Maul⁶⁰

Das *eine* Bild von evangelischer Kirche gibt es nicht: Es gibt nicht das eine Bild von Kirche. Wenn ich ganz lange zurückdenke an meinen Konfirmandenunterricht, dann habe ich noch ein preußisch-autoritäres, militärisch geprägtes Gegenüber als Pastor, das mir den Zugang zur evangelischen Kirche verwehrt hat. Wenige Jahre später gab es in der gleichen Kirchengemeinde mit dem nachfolgenden Pastor einen, der in Brokdorf im Talar am Zaun demonstriert hatte. Das war genau die andere Seite der evangelischen Kirche. Das machte für mich die evangelische Kirche aus, zwischen autoritär-militärisch, mit einer durchaus nicht geklärten Vergangenheit im deutschen Faschismus auf der einen Seite, auf der anderen Seite eine sehr kritische, sehr offene, diskursorientierte, auch sich gesellschaftspolitisch verstehende Kirche.

Kirche ist nicht meinungsbildend: Ja. Orientierung ist jetzt anders ausgerichtet. Kirche ist nicht wirklich stark, auch nicht meinungsbildend, allenfalls in einem weltlichen Kontext spielt sie noch eine Rolle.

Kirche kann im Säkularisierungsprozess bedeutsam bleiben: Die Deutungsmacht, die Kirche früher einmal hatte, lässt sich nicht wiederherstellen. In einer pluralen Welt gibt es jede

⁶⁰ Dipl. Soz., Mag. rer. publ., geb. 1960, hat Soziologie, Verwaltungs- und Sozialwissenschaften studiert und ist seit Ende 1994 verantwortlicher wissenschaftlicher Mitarbeiter für das Fachgebiet „Recht, Verwaltung und Organisation (RVO)“ an der Philosophischen Fakultät III - Erziehungswissenschaft der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg.

Menge Deutungsangebote - viele davon sind - und das finde ich wichtig - stark protestantisch geprägt. In den Einrichtungen der Diakonie spürt man das. Von der Farbgestaltung her, von der Art und Weise, wie miteinander umgegangen wird, es hat etwas sehr Protestantisches und an manchen Stellen hat es auch etwas Kitschiges, obwohl kaum Gläubige in dieser Einrichtung sind. Die Veralltäglichen des protestantischen Glaubens sollte man nicht unterschätzen. Man kann versuchen, den Säkularisierungsprozess auszubremsen, aber vielleicht hat man eher die Chance, eine Rolle zu spielen, wenn man die Pluralisierung von Deutungen, auch von Machtzentren, realistisch und pragmatisch zur Kenntnis nimmt. Die eigene Position sollte aber inhaltlich nicht beliebig sein.

Kirche bleibt hinter ihren Möglichkeiten zurück: Ich bin manchmal ein bisschen ungeduldig, wenn ich die Ressourcen sehe, die Kirche hat, und wie sie hinter ihren kommunikativen Möglichkeiten zurückbleibt. Manchmal ist die Introvertiertheit, das Nur-mit-sich-Sprechen, das leise Auftreten. Ein bisschen menschenfreundlicher und lebensbejahender aufzutreten und lauter nach außen zu kommunizieren, das wäre der Rolle der evangelischen Kirche angemessener. Auch in einem stark säkularisierten Umfeld wie in Ostdeutschland ist die Sinnsuche nach wie vor gegeben, nur gibt es mehrere Wahloptionen, auch kirchenungebundene. Gleichwohl suchen auch in einer säkularisierten Welt Menschen einen Sinn. Kirche ist nicht obsolet geworden. Beispiel Franckesche Stiftungen: Man merkt, das (was die Stiftungen tun) ist irgendwie vernünftig. Die Akzeptanz in der Bevölkerung in Halle, das kann man ganz gut sehen, ist gewachsen. Es war Niemandsland, heute sind die Franckeschen Stiftungen kulturell ein fester Bestandteil der Stadtgesellschaft.

Es gibt nicht DAS Mitglied: es muss differenzierte Zugänge zu heterogenen Gruppen geben. Wie kann man bei „Stammkunden“ Akzeptanz gegenüber „Laufkundschaft“ gewinnen? Wie verhindert man, dass „Stammkunden“ „Laufkundschaft“ despektierlich behandelt? Es geht um Verständnis für unterschiedliche biografische Verläufe und Vorstellungen.

Unterschiedliche Aufgeschlossenheit gegenüber Neuen: Ich habe es in USA immer so erlebt: wenn ich irgendwo als Neuer kam sei es in einer Non-Profit-Organisation, bei einer kulturellen Veranstaltung oder auf einer privaten Feier – immer war eine gewisse Aufgeschlossenheit der Stammkunden mir gegenüber spürbar. Das erlebe ich in vergleichbaren Settings in Deutschland so nicht. Wir sind die Stammkunden, und dann kommt ihr, die ihr dazu kommt. Es wird die Differenz betont und Abstand gehalten; Diversität ist noch kein Anlass für Neugierde und keine kulturelle Selbstverständlichkeit.

Die Kultur der aktiven Chaotik verstehen und akzeptieren: Wir kriegen Generationen, die aktiv sind, relativ gut gebildet, gut ausgestattet, da muss man nicht mehr so viel Guidelines geben, da darf es ein Stück „chaotisch“ – selbstreguliert - zugehen, was den Deutschen immer ein bisschen schwer fällt. Wenn man eine klassische Mitgliederversammlung mit Engagement vergleicht - da liegen Welten dazwischen! Satzungsanträge, Satzungsänderung, Beschlussfähigkeit und alles dieses. Nicht jeder will sich daran gewöhnen. Das neue Mitglied hat das legitime Interesse an Auswahl. Nicht mehr das ganze Programm der Organisation. Man will relativ kurzfristig auch Erfolge, sehen, dass Dinge gut sind. Da sind konventionelle deutsche Organisationen eher sparsam. Die versprechen zum 25jährigen Jubiläum eine goldene Nadel oder so etwas, das ist ein bisschen sehr protestantisch, sehr nüchtern, ein „Stich ins Herz von Engagierten quasi“.

Globalisierung und Lokalisierung gehen eng zusammen. Je mehr man sieht von der Welt, desto größer ist in der Regel auch die Wertschätzung von Nachbarschaft, Gemeinwesen und

sozialem Nahraum. Das könnte für lokale Entwicklungen einen Schub bringen, wobei man auch da wieder sehen muss, dass das Management eine Vielfalt und Vielzahl von Engagierten und Engagementformen auf lokaler Ebene damit ungleich aufwendiger wird.

Kirche ist Teil der Zivilgesellschaft: Ja klar! Vor allen Dingen die Ortskirche. Ich habe Kirche erlebt mit einer Infrastruktur, die man als Jugendlicher immer nutzen konnte. Das war ein geschützter Raum, ein Ort der Auseinandersetzung. Ich käme gar nicht darauf, die Kirche nicht als Teil der Zivilgesellschaft zu benennen. Gerade für Kleinstädte ist die evangelische Kirche immer ein öffentlicher Raum, wo man aushandeln kann, wo man Deutungen kritisch kommentiert bekommt, ein öffentlicher Raum zum Dialog, aber auch zur Gemeinschaftsbildung.

Evangelische Kirche als Organisation ist in der Zivilgesellschaft eher schwach vertreten: Wenn wir auf die neuere Infrastruktur der Zivil- oder Bürgergesellschaft blicken: Freiwilligenagenturen, Bürgerstiftungen, was sich so alles darum rankt: Bei diesen neueren Stiftungen taucht selten evangelische Kirche oder Kirche in irgendeiner Form auf. Das ist für mich ein kritischer Indikator. Als Einzelpersonen sind viele evangelische Christen dabei, aber als organisierte Kirche treten sie selten in Erscheinung. Das finde ich irritierend. Wir haben einen ganz guten Einblick in die Bürgerstiftungen, der evangelische Teil ist dort relativ gering. Wir haben bundesweit Freiwilligenagenturen untersucht, Auf evangelische Christen traf man schon, aber es war nicht so, dass sie qua evangelischer Kirche eingebunden waren. Halle ist wohl eine Ausnahme. Der Chef des Diakoniewerkes war damals – mit weltlicher Unterstützung des Paritätischen Wohlfahrtsverbandes und einem guten Rotwein – Spitze. Gründung von unten, der hat einfach eingeladen zu sich nach Hause, sich ans Klavier gesetzt, dann war die Freiwilligenagentur beschlossene Sache. So wünsche ich mir die evangelische Kirche, mitinitiiieren und moderieren, Effektivität und Effizienz herstellen und ein feierliches Finales.

Hauptamtliche müssen umlernen, auch Theologen. Hochschulen helfen dabei wenig: Ich glaube, deutsche Hochschulen sind in vielen Bereichen noch sehr konventionell. Die Kompetenzen, die man braucht, um Kommunikationsprozesse in Gang zu bringen, um Anreize zu setzen, sind nicht Inhalt eines universitären Standardlehrplans.

Freiwilligenmanagement der Kirche ist notwendig und schwierig: Man kann Freiwillige in den Zonen der Indifferenz zwischen Kirchenmitgliedschaft und einer aufgeschlossenen, religiös aufgeschlossenen Bevölkerung gewinnen. Man muss dazu Angebote machen. Aber das ist eine doppelte Herausforderung. Die eine besteht darin, dass man den Organisationskern sicherstellen muss. Es muss sichergestellt werden, dass Kirche als Kirche mit Mitgliedern, mit einer klaren Identität, weiterhin besteht. Andererseits muss man sich dem Kreis der Engagierten, christlich Aufgeschlossenen, gegenüber ein Stück öffnen. Das muss man managen. Das sind ja mit der Organisation lose verbundene Personen. Der Organisationsaufwand ist erheblich: durch Aktivitäten, Programme, Symbole, Kommunikation. Man muss die Beteiligten immer wieder an die Organisation binden, sich rückversichern, dass sie dabeibleiben und dabei beachten, dass die Beteiligten in ihren Engagements einem großen Wandel unterliegen und erleben. Die Beteiligten kommen kurzfristig, gehen wieder, müssen wieder angeworben werden, eine nicht einfache Managementaufgabe.

Teilengagement ermöglichen und würdigen: Vielerorts dominiert das „hundertprozentige Mitglied“, das an allen Aktivitäten mit vollem Einsatz teilnimmt. Man darf Personen aber, die nur begrenzte Zeit haben, kein schlechtes Gewissen bereiten. Sie müssen sich wohlfühlen können mit dem, was sie geben. Man darf Mitgliedern nicht ankleiden, wenn sie sich punktuell

engagieren und Auswahlentscheidungen treffen. Dazu bedarf es in den Organisationen, auch der Kirche, gewisser Lockerungsübungen.

2.2. Prof. Dr. Klaus Dörner ⁶¹

Kirche bewegt sich langsam auf bürgerschaftliches Engagement zu: In der Zwischenzeit habe ich den Eindruck, wenn ich bei Kirchengemeinden auflaufe und etwas über bürgerschaftliches Engagement erzähle, dass inzwischen auch die Kirchen ein ganzes Stück wacher geworden sind in der Richtung. Ich habe den Eindruck, vielleicht ist es auch meine zunehmende Altersmilde, dass es Erfolgserlebnisse gibt. Aber ich bin auch immer wieder auf taube Ohren gestoßen, schaffen wir gar nicht, sind überlastet, das mit dem Bürgerengagement ist ein Luxusding, das man noch draufsetzen könnte, aber es besteht keine Notwendigkeit. Das kirchliche Engagement ist mehr nach innen gerichtet, man muss erst mal seinen eigenen Laden in Ordnung bringen, dann kann man an den Rest der Welt denken.

Diakonie und Caritas sind notwendig, Kirche nicht: In der Bevölkerung herrscht die Meinung, dass man Diakonie und Caritas als sinnvolle Sache ansehen kann, man aber Kirchengemeinden dafür nicht braucht. Kirchengemeinden sind eigentlich überflüssig. Das gesellschaftlich wirksame Engagement liegt bei Diakonie und Caritas. Professionalisierung kirchlichen Engagements im Sinne von Caritas und Diakonie hat sich verselbständigt und ist dabei, die Kirchengemeinden als Basiseinrichtung überflüssig zu machen.

Rückbesinnung auf Kirche vor Ort: Caring Communities, ja, da setzt mein Optimismus ein, dass ich den Eindruck habe, dass die Kirchengemeinden und die Basiseinrichtungen sich einen sehr langen, ausgiebigen Schlaf gegönnt haben, aber doch in der letzten Zeit wieder wacher geworden sind.

Aus Besuchsdiensten Nachbarschaftsvereine machen. Der Nachbarschaftssinn kommt so in die Kirchengemeinden: Es ist eine zauberhafte Chance, dass, insbesondere was die dementen Singles angeht, man die Möglichkeit nutzt, zum runden Geburtstag zu gratulieren. Man kann bei der Gelegenheit erkennen, was vielleicht noch niemand erkennen konnte, dass entweder die Bude dabei ist zu verwahrlosen oder die Menschen entsprechend vereinsamen oder beides. Da hat man die Chance, daraufhin tätig zu werden, also wieder zu kommen. Ich sage: Ihr müsst eure Besuchsdienste umwandeln in Nachbarschaftsvereine. Ich merke, vor allen in den östlichen Gegenden, das kommt relativ schnell an, es gibt relativ wenig Widerstände. Dass man auf diese Weise eine Begleitung von einsamen alten Menschen zustande bringen kann. Der Nachbarschaftssinn kommt so in die Kirchengemeinden. Die waren bei Gründung eigentlich drin, sind nur verloren gegangen.

Stiftung Rheinviertel als Beispiel für Bruchheilung: Ich bin vorgestern auf jemanden gestoßen, Stiftung Rheinviertel, Godesberg, Picken, 10jähriges, große Nummer. Eine Frau sagt, sie sei palliative Hospizschwester, in Godesberg gibt es eine ambulante Hospizbewegung, und da wollte man nicht denen in Konkurrenz gehen, hatte aber festgestellt, dass palliativ und Hospiz eine sinnvolle Verbindung ist, vor allen Dingen, wenn sie im Quartier

⁶¹ Bei der Ringvorlesung „Behinderung ohne Behinderte!? Perspektiven der Disability Studies“, Universität Hamburg, 27. November 2007 wurde Klaus Dörner wie folgt vorgestellt: „Unser heutiger Gast ist eine Ikone der De-Institutionalisierung, sein Name verknüpft sich in Deutschland mit der Reform-Psychiatrie-Bewegung und ist durch die Auflösung des Heimbereichs der Westfälischen Klinik für Psychiatrie, Psychosomatik und Neurologie in Gütersloh Mitte der 1990er Jahre bekannt geworden, für die er als ärztlicher Leiter verantwortlich war.“

erfolgt. Sie sagt, es wäre für die Ärzte gewöhnungsbedürftig gewesen, von ihr einen Anruf zu bekommen mit dem Marschbefehl und Maßgabe, was zu passieren hat, aber die hätten jetzt verstanden, dass sie davon viel versteht, und es hat sich ein Vertrauen ergeben. Sie mache ihren Job sehr gern, dass wird von dieser Stiftung finanziert, ein schönes Beispiel, wie einen Lückenschluss passieren kann. Leben, das gefragt ist. Und das ist aufregend für mich!

Kirchengeschichtlich gibt es einen dramatischen Bruch: **als der diakonische oder karitative Dienstleistungsbezug von der Kirchengemeinde getrennt wurde.**

Arbeiten kann man sein Leben lang, unter der Voraussetzung, dass diejenigen, die die Arbeit organisieren, von ihrem gewohnten Termindruck Abstand nehmen, denn der ältere Mensch braucht mehr Zeit.

Auf dem Weg zu einem anderen Zeitverständnis: Mein Eindruck ist, dass wir allmählich dabei sind, diese Art der Betrachtung der Zeit zu transzendieren, zu überwinden. Sie stammt aus der Industrieepoche, da war sie angemessen. Ich würde auch sagen, dass dieser Snack "Workaholic" auch etwas ist, was einer Epoche angehört, wo wir dabei sind, die zu überwinden. ... Hmhm, es kann sein, dass ich ein ideologischer Optimist bin.

Die Besonderheiten des Dritten Sozialraums werden zunehmend wahrgenommen Wir haben eigentlich immer schon in drei Sozialräumen gelebt, privat ist klar, der öffentliche ist auch schon klar, und dazwischen gibt es den Dritten Sozialraum in der Größenordnung eines Stadtviertels oder Dorfgemeinschaft. Dies ist der einzige Sozialraum, wo man auch das Tätig sein für das Gemeinwohl macht. Das schien in den letzten 200 Jahren vom Fortschritt überrollt, spielt keine Rolle mehr. Ich sehe mit Vergnügen, dass die Besonderheiten dieses dritten Sozialraums zunehmend wahrgenommen werden, dass man nicht mehr davon ausgeht, dass man, wenn man schon tätig ist, das für das gesund-egoistische Eigeninteresse tut. Die gesellschaftliche Notwendigkeit eines dritten Sozialraums, wo man nicht so sehr für sich, sondern was für andere tut, ist dabei, sich wieder durch zu setzen.

Wir sind in einem Epochenbruch: Das geht so weit in die innere Ökonomie, dass allein das es schon rechtfertigen würde, von der Idee auszugehen, dass wir in einem Epochenbruch sind. Aus der Industrieepoche in eine andere, die man noch nicht benennen kann, denn das kommt ja immer zum Schluss - wir können noch nicht wissen, wohin wir uns bewegen. Jedenfalls in eine Epoche, wo auch tiefgreifende Veränderungen in uns selber stattfinden..... Hochspannend. Ich bilde mir ein, dass ich das öfters erlebe.

Medizin wollte eine leidensfreie Gesellschaft, Ärzte fühlten sich fürs Sterben nicht zuständig: Bis Anfang des 20. Jahrhunderts stand in den Berufsordnungen für Ärzte drin, dass ein Arzt, wenn eine Krankheit chronisch geworden war, dann sich dezent zurück zu ziehen habe.

Der Ehrenamtsbegriff ist out. Im kirchlichen Diskurs wird mit einer gewissen Hartnäckigkeit am Begriff Ehrenamt festgehalten wird. Damit bin ich permanent auf dem Kriegsfuß und versuche, den Leuten klar zu machen: Ehrenamt ist an sich ein schönes Wort, Mittelalter, Minnesänger, das hat sich doch längst überholt. Da treffe ich überhaupt nicht auf Begeisterung.

Warum sich bürgerschaftlich engagieren? Auf die Frage: "Wieso sind Sie jetzt so blöd, in Ihrer dritten Lebensphase so was zu machen, Sie könnten doch nun nur noch tun, was für Sie gut ist? Warum sind Sie so blöd, einen Teil dieser freien Zeit für das Engagement für fremde andere Menschen einzusetzen? Blöd verstößt gegen den Eigennutz, ihr macht euch eure schöne freie Zeit kaputt. Die meisten dieser hilfsbedürftigen Menschen sind nicht sehr attraktiv, sie stinken vielleicht, sind oft furchtbar undankbar, aber ihr macht das trotzdem".

Das Antwortmuster auf diese Provokation:

- a) Warum wir das machen, wissen wir auch nicht (ich vermute mal, dass das der Wahrheit noch am nächsten kommt, weil das über ein Bauchgrummeln läuft);
- b) In der Vergangenheit war das "anderen Menschen helfen" moralisch ganz hochgradig besetzt. Davon wollen sie runter. Der Begriff Helfersyndrom ist antiquiert, der Begriff Pflicht - da gehen die meisten nicht so gerne ran. Das ist noch eine Überforderung. So weit sind sie noch nicht, kommen sie vielleicht noch hin oder auch nicht, weiß ich nicht genau.
- c) Was wirklich zieht, ist das Argument der Gesundheit. Gesundheit ist ja heute eine Spielmarke, mit der man alles kaufen oder verkaufen kann. Viele, die helfen, sagen: "Früher war es so, da ist man immer wegen Überlastung krank geworden; heute kann man auch durch Unterlastung krank werden. Das ist was Neues für uns. Manche, die schlau sind, machen weitere Überlegungen und sagen: " Für uns ist die beste Definition für Gesundheit, ausgelastet zu sein. Wenn ich ausgelastet bin, bin ich im Gleichgewicht zwischen Geben und Nehmen, und das ist für mich der Zustand für Gesundheit. Deswegen brauchen wir eine Auslastung.

Helfensbedürftig ist ein neues Wort: Und sie sagen: "Wenn sie wollen, bin ich eben helfensbedürftig." Ich habe sämtliche deutschen Lexika durchgesucht, das Wort gibt es nicht. Aber die heutigen Menschen scheinen darüber nachzudenken, dass sie möglicherweise nicht hilfsbedürftig, sondern auch helfensbedürftig sein könnten und sich dessen nicht zu sehr schämen müssten.

Hospizbewegung ist Bürgerbewegung gegen Mainstream: Deswegen war die Hospizbewegung etwas, was gegen den Fortschrittsbegriff, der Mainstream in der Gesellschaft war. entstand. Das ist gewissermaßen eine implizite Kritik am Medizinerstand gewesen. Das war etwas Einmaliges: aus der Bürgerschaft heraus für die Schwächsten. Man sagt, dass sich z. Zt. 80.000 Menschen da engagieren, vor allen Dingen auch ambulant.

Danach kam die Palliativbewegung: Bis zur Palliativbewegung hat es nochmal ungefähr 20 Jahre gedauert, bis die Ärzte sich anstecken ließen und erkannten hatten, dass das Sterbebegleitungsgeschäft auch wirtschaftlich gesehen ein durchaus sinnvolles sein könnte. Die Palliativbewegung ist eine professionelle Männerbewegung, die die Hospizbewegung der Frauen attackiert hat. Das ist sicherlich ein bisschen überspitzt, aber berechtigt, weil die Palliativbewegung eine wahnsinnige Krise in der Hospizbewegung ausgelöst hat. Das geht noch bis heute.

2.3. Olaf Ebert

⁶²**Kirche in Halle ist Mitglied der Freiwilligenagentur (FA):** Ich erlebe Kirche nicht nur als

⁶² E. war viele Jahre Geschäftsführer einer der großen Freiwilligenagenturen in Deutschland, und gleichzeitig Vorsitzender der LAGFA Sachsen-Anhalt e.V.. Im Juni 2019 wechselte als Vorstandsvorsitzender zur Stiftung „Bürger für Bürger“, die von Berlin nach Halle umgezogen ist (<https://www.facebook.com/FreiwilligenAgenturHalle/>).

Wertegemeinschaft, sondern auch als gesellschaftliche Institution, die Gesellschaft mitgestaltet. Konkret in Halle, da ist der Kirchenkreis Mitglied der Freiwilligenagentur (FA). Die FA ist ein Träger-Verbund aller Wohlfahrtsverbände, gegründet von den Stiftungen, aber auch vom Kirchenkreis der Stadt Halle, weitere Organisationen und Privatpersonen, mit der Zielsetzung, bürgerschaftliches Engagement in Halle zu fördern. Die Stadt war am Gründungsprozess beteiligt und ist ein wichtiger Kooperationspartner und Mitakteur, aber ist nicht Mitglied in der FA, ist Förderer unserer Arbeit, Kooperationspartner in bestimmten Bereichen, jetzt besonders engagiert in dem Bereich für Flüchtlinge. Da gilt es auch, Rollen neu zu definieren, was leistet die FA, was leistet die Stadt, aber auch Kirche und andere Institutionen?

Katholische Kirche informiert sich, als Organisation kaum involviert. Muslimgemeinde überlaufen Hier in Halle spielt die katholische Kirche weniger stark eine Rolle, weil sie nur wenige Gemeindemitglieder, in wenigen Kirchen hat. Engagement vor allem in „unserer“ Heilig-Kreuz-Kirche, die Gemeindegliederzusammensetzung ist nicht typisch, sehr heterogen. Das bietet erst mal Chancen, sich noch weiter zu öffnen, auch für weitere, nicht kirchlich gebundene Menschen. Es gibt eine Absprache auf Kirchenleitungsebene mit der evangelischen Kirche. Auf jeden Fall ist die katholische Kirche informiert und vielleicht entwickelt sich da noch mal was Neues. Die Moritz-Kirche hier um die Ecke nimmt uns auch wahr, wir haben den Welcome-Treff eröffnet, da werden wir gucken, ob sich über diese Nähe eine Öffnung in die Kirchengemeinde ergibt und ob umgedreht Kirchengemeindemitglieder auch Angebote vom Welcome-Treff annehmen. Zugespielt ist meine Wahrnehmung, die ich noch genügend reflektiert habe: dass die katholische Kirche, im Vergleich zu den einzelnen evangelischen Kirchengemeinden, und im Vergleich zu den freikirchlichen Gemeinden, sich doch sehr in Zurückhaltung übt, auch im Vergleich zum islamischen Kulturzentrum, die aus allen Nähten platzen. Die können dem Zustrom gar nicht mehr gerecht werden. Obwohl sie völlig versteckt in Halle-Neustadt verortet sind, finden die Flüchtlinge den Weg zum islamischen Kulturzentrum, nicht den Weg in die Kirchen

Freiwilligenagentur und Kirchenkreis arbeiten in Flüchtlingsarbeit zusammen: Der evangelische Kirchenkreis hat Anfang 2015 beschlossen, die Zusammenarbeit mit der FA zu intensivieren, um Menschen, insbesondere Christen, zu beraten, wie und wo sie sich für Flüchtlinge in Halle engagieren können. Der Kirchenkreis hat dazu eine halbe Personalstelle eingerichtet und zur FA abgeordnet. Wir haben also eine gemeinsame Koordinierungsstelle "Engagieren für Flüchtlinge" eingerichtet, die von der FA getragen wird. Der Kollege ist beim Kirchenkreis angestellt, aber der Arbeitsort ist die FA. Er ist in Kirchengemeinden unterwegs. Ein wichtiger Partner in dem Bund ist die Stadt Halle als auch Bindeglied zu Gemeinschaftsunterkünften als auch verantwortlicher Koordinator von Informationen und Angeboten für Flüchtlingsengagement.

Flüchtlingshilfe bewegt die Kirche anders und lässt sie anders gesellschaftlich auftreten: ein Trend. Der Kirchenkreis Halle war hier der Vorreiter, andere haben nachgezogen, z. B. in der Altmark wurde auch eine halbe Stelle geschaffen, die mit der dortigen FA kooperiert, um zu beraten, wie sie sich jetzt gesellschaftlich für Flüchtlinge engagieren könnten. Das ist schon ein Trend! Für Halle nehme ich ein Zeichen der Stärke wahr. Da ist das Zusammenspiel Kirchenkreis und FA das Besondere.

Zusammenarbeit mit Kirche ist nicht reibungsfrei: Aus meiner Sicht ist nicht alles

reibungsfrei. Wir haben eine Steuerungsgruppe, haben diese Koordinierungsstelle regelmäßig begleitet, um zu sehen, was haben die einzelnen Partner davon, wo gibt es Fragestellungen. In dieser Steuerungsgruppe wird permanent diskutiert, wo ist die Grenze des Leistbaren dieser Koordinierungsstelle, was kann diese Stelle tatsächlich bewirken. Wir sind da auch noch im Klärungsprozess: Was sind jetzt Aufgaben des Mitarbeiters, was sind weitergehende Aufgaben der FA? Ich nehme beim Kirchenkreis schon wahr, dass die Kooperation zur Chefsache gemacht wird, auch Thema bei allen Synodensitzungen ist, und dass es Nachfragen der Kirchengemeinden und Anfragen an die Koordinierungsstelle gibt. Da gibt es positive und negative Rückmeldungen. Der Superintendent hält nicht nur Flüchtlinge für ein wichtiges Thema, sondern auch grundsätzlich die Öffnung von Kirchengemeinden zur Gesellschaft. Die Kooperation ist dabei ein Hebel. Dritter Player ist die Stadt.

Ob Aufwand für Kirche in der Gesellschaft ist offen: Die evangelische Kirche in Halle ist im Bereich Flüchtlingshilfe gesellschaftlich aktiver als ich das vorher hier kannte.

Es hängt von den handelnden Personen ab: Es hängt sehr von Personen ab in den Kirchengemeinden, und nicht alle Kirchengemeinde öffnen sich plötzlich, auch nicht alle Gemeindeglieder sind offen für das Engagement für Flüchtlinge. Prägend sind Pfarrer, Gemeindegemeinderat oder andere Engagierte aus der Gemeinde oder auch neu Hinzukommende. Ich habe eine Pastorin vor Augen, die die Diskussion im Stadtteil prägt, die auch sagt, wir müssen uns als Kirchengemeinde im Stadtteil klar für Flüchtlinge bekennen und auch aktiv was tun und auch aktiv gegen die Gegner stehen. Da wohnen gerade viele Sinti und Roma, da gibt es Übergriffe, da erlebe ich die Pastorin als sehr gesellschaftlich aktiv. Es hängt also auch sehr von einzelnen handelnden Personen ab, nicht gleich von der Kirche insgesamt.

In Halle gibt es städtische Quartiersmanager: Wir haben in Halle einen Quartiermanagementprozess. Der Oberbürgermeister hat 5-6 Quartiermanager neu eingestellt, die machen unterschiedlich gute Arbeit. Es gibt Quartiersrunden, wo eine Vernetzung und ein Austausch von gemeinsamen Aktivitäten zur Quartiersentwicklung stattfinden. Die funktionieren in manchen Quartieren gut, in anderen weniger gut. Das hängt oft von der Professionalität der Quartiermanager ab, wie stark Bürgersich in die Planungs- und Entwicklungsprozesse einbringen. Da sind Vereine drin, alle Institutionen, die da eine Rolle spielen. Die Quartiermanager sind größtenteils städtische Mitarbeiter. In einem Stadtteil ist es eine langjährige Quartiersmanagerin, die schon lange gefördert wurde und bekannt ist. Es ist eine große Herausforderung, alle Akteure an einen Tisch zu bringen, da muss man eher noch quartiersorientierter ran gehen. In Halle-Neustadt gab es einen interkulturellen Weihnachtsmarkt - eine schöne Idee. Bürgerfeste, Quartiersfeste, da sind die Gemeinden unterschiedlich aktiv.

Das Thema Augenhöhe ist meistens ein Hinweis darauf, dass keine da ist. Es gibt aber positive Beispiele: Es muss uns gelingen, a) die Bedürfnisse von Geflüchteten in den Blick zu nehmen; b) deren Kompetenzen wahr zu nehmen. Die haben ja noch viel Zeit und Bereitschaft, was zurück zu geben. Man sollte nicht, ähnlich wie beim Altersbild, defizitär denken, sondern von den Kompetenzen her. Der BM von Arnshagen hat z.B. eine Initiative gemacht: der schickt Flüchtlinge, die dazu geeignet sind, in die Englisch-Unterrichte in die Schulen, wo die von ihren Erlebnissen erzählen - eine einfache, aber ungemein einleuchtende Idee.

Da gibt es schon gute und einfache Beispiele, die sich noch besser rumsprechen sollten, wie die Kompetenzen und Ressourcen von Flüchtlingen erkannt und genutzt werden. Z.B. das Problem Fahrräder, viele können sich nicht von A nach B mit öffentlichen Verkehrsmitteln bewegen, in der Stadt ist es anders als im ländlichen Raum. In Fahrradwerkstätten könnten Flüchtlinge ihre Fahrräder selbst fit machen. Und ich kenne auch Beispiele, wie der Bundesfreiwilligendienst in der Flüchtlingshilfe genutzt werden soll/kann.

2.4. Prof. Dr. Reimer Gronemeyer⁶³

Selbsterneuerung nicht auszuschließen: Ich denke ja, es gibt ja durchaus auch Selbsterneuerungskräfte. Den beiden Kirchen wird jetzt durchaus was ermöglicht, aber es ist ein langer und schwieriger Weg.

Kirchengemeinden gegen Sinnleere und Diesseitskrüppel: In einer Welt, in der Geld, Konkurrenz, Ehrgeiz das Einzige ist, was nachgeblieben zu sein scheint, ist dieses Gefühl der Sinnleere überwältigend groß. Ich bin der festen Überzeugung, dass von den Gemeinden da sehr viel erwartet werden könnte, dass es eine ganz wichtige Aufgabe wäre, wichtiger als die diakonische. Der Mensch lebt nicht von Brot allein - das gilt auch für die Unterscheidung zwischen Kirche und Diakonie, wenn man sagt, die Diakonie ist das Brot. Was ist denn auf einer Palliativstation heute zu erwarten, wenn man es nur noch auf beiden Seiten des Bettes mit Diesseits-Krüppeln zu tun hat? Fragen nach Sinn eines solchen verlöschenden Lebens kann man nicht mit einer Schmerztherapie beantworten.

Nutzen und Grenzen der Unterschiedlichkeit: Mein Thema wäre nicht eine Gleichschaltung für alles. Das ist eigentlich nicht die Antwort. Die Frage ist, ob die Unterschiedlichkeit die Lebendigkeit fördert oder den Starrsinn, und wenn sie die Lebendigkeit fördert, ist es nur gut.

Zukunft Kirche: Ich spalte mich da innerlich in zwei Personen: die eine sagt: die Kultur, in der ich lebe mit einer Kirche, die eng an Macht und Staat gebunden ist, hat mein Leben und meinen Alltag mitbestimmt. Das sonntägliche Glockenläuten, die Gottesdienste, die Pfarrer, die lebendige und fassbare Existenz der Kirche in dieser Gesellschaft, die einfach auch von Geld und Einfluss abhängig ist. Ich nehme davon realistisch Abschied, weil man sieht, das schrumpft! Die andere Person in mir sagt: die einzige Rettung ist ein Schritt in den radikalen Machtverzicht, d.h. auch Entstaatlichung. Dann wird man sehen, ob der Heilige Geist weht, wo er will, und ob die Kirche oder die Gemeinden starke Kräfte haben, um Signale zu setzen.

Wenn ich ehrlich bin, bin ich ein bisschen traurig beim Schwinden dieser verfassten Kirche. Als beamteter Pfarrer fällt mir das nicht leicht, zu sagen: alles weg damit! Auf der anderen Seite wird die Zukunft eine sein, in der die Gemeinden dringend gebraucht werden, und zwar in Unabhängigkeit und Geist-Erfülltheit, um es mal pathetisch zu sagen. Ich glaube da an das Wunder der Auferstehung der Kirche aus den Trümmern, in denen sie sich im Moment befindet. Wie das ausgeht, weiß ich nicht.

Wir brauchen so etwas wie eine Wiedererwärmung der Gesellschaft: Wenn man an Demenz denkt – die Aufgabe, damit umzugehen, wird größer, das wissen wir alle. Das schaffen

⁶³ G. studierte Theologie, promovierte und war als Pfarrer tätig, studierte danach Soziologie und promovierte 1973 zum zweiten Mal. Seit 1975 war er bis zu seiner Emeritierung Professor für Soziologie an der Justus-Liebig-Universität Gießen. Er ist weiterhin ehrenamtlich und publizistisch tätig. Demenz und Afrika sind zwei seiner wichtigen Themen.

wir nicht alleine mit professionellen Dienstleistungen, das ist völlig klar. Wir brauchen etwas wie eine Wiedererwärmung der Gesellschaft, einen zivilgesellschaftlichen Aufbruch, von dem wir noch nicht wissen, wie wir den zustande bekommen, aber es ist ganz klar, dass wir ihn brauchen.

Begriff Zivilgesellschaft ambivalent: In mir wächst eine Skepsis über den Begriff Zivilgesellschaft. Der Schrumpfungprozess des Sozialstaates ist erkennbar. Ist der Begriff ein praktisches Instrument, um die wachsende Lückenhaftigkeit abzudecken? Insofern könnte man sagen: Niemand ist interessierter an einer Zivilgesellschaft als eine neoliberale Ökonomie. Das ist eine Möglichkeit. Ich glaube, dass ein Teil der Wurzeln dieses Begriffes eine höchst fragwürdige Quelle hat. Auf der anderen Seite kann ich Zivilgesellschaft als eine modernisierte Variante von Sorgen der Gesellschaft, von Gemeinwohl etc. verstehen. Dann hat der Begriff etwas Richtiges und Wichtiges. Das Misstrauen bleibt.

Gute und schlechte Zivilgesellschaft: Man möchte einen Begriff haben, mit dem man gute und schlechte, gewollte und nicht gewollte Zivilgesellschaft unterscheiden kann. Das kann ich gut verstehen. Die Wohlmeinenden wissen, welche Zivilgesellschaft gemeint ist und welche wir eigentlich nicht wollen. Ich glaube nicht, dass man Instrumente finden kann, mit denen man einen Kontrollzettel hat und sagt: Pegida ist keine Zivilgesellschaft - möchte ich gerne, aber es ist irgendwie schwierig.

Kirche gleich Zivilgesellschaft? Man könnte zugespitzt sagen, die Zivilgesellschaft ist die neue Kirche, die säkularisierte Kirche - keine Kirchensteuer, keine Talare, keine Sonntags-Gottesdienste - aber sonst dasselbe. So möchten es vielleicht viele sehen; die alten Zöpfe sind abgeschnitten. Und das, was wir brauchen, nämlich Kohärenzkräfte in der Gesellschaft, das ist jetzt die Zivilgesellschaft. So könnte man das sehen. Je peinlicher die Kirche den politischen Eliten wird, desto eher und leichter redet man von Zivilgesellschaft. Bonhoeffer sprach von religionslosem Christentum. Ich sage mal wertend, das was Bonhoeffer darunter verstanden hatte: Ich bin für den Nächsten da, bin und erkenne in dem Nächsten den Mensch gewordenen Gott. Menschen, die sich auf den Weg machen und Menschen aus dem Meer fischen, das ist Gestalt gewordene Nächstenliebe. Wenn da nicht die Gegenwart Gottes gespürt wird, wo dann? So ist es auch in zivilgesellschaftlichen Aktivitäten. Die Grenzen zwischen Kirche und Zivilgesellschaft werden verschwimmen. Schön ist es, wenn sie verschwimmen, weil die Botschaft von der Nächstenliebe da und da gültig ist. Dann ist es egal, ob ich das Kirche oder nicht Kirche nenne. Wo sich die Idee der Inkarnation, dass Gott Mensch geworden ist und mir in jedem begegnet, der meine Hilfe braucht, findet, würde ich das in meinem Verständnis auch Kirche nennen, eine Gemeinschaft der Heiligen.

Beispiel Grüne Damen: Professionalisierung ist fragwürdig, wenn die schöne Spontanität angegriffen wird. Hauptamtliche sollten sich sorgfältig überlegen, ob es richtig ist, eine wesentlich ehrenamtlich getragene Organisation –zum Beispiel GRÜNE DAMEN- mal richtig auf Vordermann bringen zu wollen. Damit kommen viele dieser Frauen nicht klar. Die schöne Spontanität geht weg, es wird kontrollierbarer und ordentlicher. Aber das was wir eigentlich in unserer Gesellschaft brauchen, nämlich Zuwendung für Andere, das sind Dinge, die man nicht modularisieren kann. Aus Sicht der Verantwortlichen kann ich den Druck zu immer mehr Standardisierung, Kontrolle und Dokumentation verstehen. Aber ich glaube, dass je perfekter eine solche Ehrenamtsmaschine organisiert wird desto schwerer ist es, das Wichtigste noch spürbar zu machen.

Es sollte kein Misstrauen gegen unmittelbares direktes Helfen geben: Ich sehe die Gefahr, dass die Leute denken, dann müssen wir die erst mal in Fortbildungskurse schicken". Aber richtig ist, wenn ich mich als Mensch entdecke, wird mir klar, dass ich als Mensch helfen kann, auch ohne Fortbildungspunkte. Ich wende mich nicht gegen Qualifizierung. Aber ich wehre mich dagegen, dass das unmittelbare direkte Helfen misstrauisch beäugt wird.

Gefahr Standardisierung, Beispiel Hospizarbeit: Ich habe mit so vielen Frauen geredet, die das über viele Jahre gemacht haben. Sie einen ganz großen Erfahrungsschatz. Sie wissen oft sehr viel mehr darüber, wie es einem Menschen am Lebensende geht, als ein habilitierter Palliativ-Mediziner. Wir sind im Moment in der Gefahr, diese humane Quelle durch Standardisierung zum Versiegen zu bringen - eine große Gefahr!

Ich plädiere für Schutzräume, wo sich Ehrenamtlichkeit in ihrer ganzen spezifischen Art entfalten kann, geschützt vor Anschnödingen mit professionellen Argumenten.

Verstaatlichung des Ehrenamtes droht: Ich habe den Verdacht, dass die Verstaatlichung des Ehrenamtes droht. Man möchte das Ehrenamt in die Hand bekommen als ein Instrument, um das Füreinander- Einstehen in der Gesellschaft zu stärken. Das geht aber nicht von oben! Es geht nur von unten. Der Staat muss fördern und stützen, aber darf es nicht machen.

2.5. Tobias Kemnitzer⁶⁴

Erfolg hat man nur mit Sichtbarkeit: Man muss Personen haben, die Lust haben, sich zu zeigen, und man muss Themen haben, mit denen man sich einmischen kann. Und man muss sich sichtbar machen. Man sieht oft die Malteser in ihren Uniformen, ebenso die Feuerwehrleute in ihren Uniformen, aber man sieht selten jemanden, der in seinem Talar mit dabei ist, mitmacht und mitdenkt. Ein kleines Kreuz würde ja schon reichen.

Christen transportieren Werte: Christen könnten eigentlich sehr selbstbewusst auftreten. Sie können sich auf die Bibel, oder Jesus' Wirken oder auch auf Martin Luther beziehen, wie der zum Aufbau unserer modernen Gesellschaft beigetragen hat. Das waren Anstöße, die damals weltrevolutionär waren. Diese Bezüge kann man doch wiederherstellen.

Christen sollten Muslims ihren Glauben vorstellen: Alle Feiertage, 1. Mai und Deutsche Einheit ausgenommen, sind kirchliche Feiertage, aber kommen sie als solche eigentlich bei unseren Neubürgern an? Warum bewirbt man das Christentum nicht selbstbewusst? Warum sollte es nicht möglich sein, Muslime zu Pfingsten einzuladen. Das könnte ein großes, interkulturelles Fest sein, wie mit den Jüngern, die in verschiedenen Sprachen sprechen konnten. Nicht nur, dass wir Moscheen besuchen, sondern dass Muslims auch bei uns partizipieren.

Öffnung schafft Gebundenheit: Wenn es die ausschließliche Aufgabe der Kirche wäre, Gläubigen Spiritualität zu schenken, dann würden es immer weniger Gläubige. Ist aber in diese

⁶⁴ Geschäftsführer der Bundesarbeitsgemeinschaft der Freiwilligenagenturen bagfa mit Gesamtverantwortung sowie Zuständigkeit für Vernetzung, Thementage und Jahrestagung der Freiwilligenagenturen sowie die Freiwilligendatenbank.

Aufgabe eingeschlossen, Gutes in der Welt zu tun, sich einzumischen, mitzumischen, dann hat Kirche eine größere Chance, bestehen zu bleiben, wird sich aber öffnen müssen.

Kirche muss ihr Eigeninteresse nicht leugnen: Man muss es nur transparent und klar machen: woran glauben wir, wo kann man sich tatsächlich beteiligen und wo nicht. Es ist klar, dass man als Nichtgläubiger nicht unbedingt den Gottesdienst mitgestalten kann oder will, aber vielleicht gibt es mal eine Diskussion zum Gottesdienst, die man anstoßen möchte - wäre eine Möglichkeit.

Gebet mit Nichtgläubigen ist möglich: Es müssen ja nicht alle mitbeten. Man hat ja auch das Modell einer Schweigeminute, wo Menschen beten können und wo man einfach in Gedanken sich mal raus nimmt.

Leitbild entwickeln, das die Art und Weise der Außenbeziehungen einschließt: Kirchliche Institutionen können in ihrem Leitbild die Regeln festlegen, wie sie mit anderen zusammenarbeiten wollen. Dabei stellen sie den Missionsgedanken zurück oder sagen, das eine hat mit unserer Rolle zu tun, Gutes in der Welt zu verbreiten, und das andere ist spirituelle Aufgabe.

Kirchengemeinden verhalten sich gegenüber der Zivilgesellschaft zu abgeschlossen: Ihnen fällt es schwer, auf andere Akteure zuzugehen und mit anderen Freiwilligen gemeinsam solche Engagementfelder zu entwickeln, die ihre Rolle als zivilgesellschaftliche Akteure schärfen würde, abseits vom eigentlichen Glaubensgeschäft.

Kirche kann Zivilgesellschaft helfen: Bei ganz einfachen Sachen: Räume zur Verfügung stellen, Moderationen anbieten, vielleicht auch ein paar Spendenmittel für die Auslagen der Ehrenamtlichen.

Kirche sollte einfach mal einladen: Kirche hat Schwierigkeiten, Freiwillige zu rekrutieren. Es geht um das Tun und Machen. Man muss sich vorher Gedanken machen, für wen oder was wollen wir Freiwillige, was sind ihre Möglichkeiten, was sind die Regeln, und danach das einfach auszuprobieren und Menschen einfach mal einzuladen, mitzumachen.

Schwache können einander stärken oder: Vom Wert des vierten Lebens: Mir ist eine Äußerung einer alten Dame über die jungen psychisch Kranken hängen geblieben: "Natürlich sind die Pflegeprofis für mich wahnsinnig wichtig, aber erstaunlicherweise sind mir diese jungen Hüpfen, die von Tuten und Blasen keine Ahnung haben, inzwischen fast ebenso wichtig geworden, weil die etwas ganz anderes mitbringen. Sie haben keine Ahnung, aber sie bringen Zeit mit. Und man braucht beides. Und gerade, weil ich so hilfsbedürftig bin, bin ich vielleicht in der Lage, diese jungen Menschen, die auch ihre Handicaps haben, dazu zu bringen, dass sie vielleicht wider Erwarten doch noch Anschluss an den Arbeitsmarkt finden. Und dafür lohnt es sich noch ein bisschen zu leben!"

Freiwilligenarbeit gedeiht bei richtiger Einstellung: Man muss die Menschen mit Freude einladen. Es hilft der Glaube daran, dass Menschen, die kommen, es gut machen werden. Die Bedenkenträger, - Kontrolletti - was passiert, wenn...- müssen im Zaum gehalten werden, zum Beispiel bei Versicherungsfragen. Was passiert eigentlich, wenn jemand ein Kabel auslegt und es fällt ein Anderer drüber? Ich bin jetzt seit sechs Jahren Geschäftsführer der Bagfa und es ist noch nirgendwo jemand über ein Kabel geflogen. Es wird immer ein Szenario entworfen, warum was nicht klappen könnte oder warum ohnehin keiner kommen wird usw. Dann wird eingeladen nach dem Prinzip: o. k. wir machen es mal, laden mal ein, aber es wird so

eingeladen, dass sich keiner eingeladen fühlt. Man muss das schon wollen, und man braucht Leute, die sich frei machen von Zwängen und Bedenken und sagen: Ich vertrete das jetzt mal und probiere das einfach mal aus.

2.6. Dr. Ansgar Klein⁶⁵

Der Protestantismus hat auch eine dunkle Seite: Die evangelische Kirche weltweit hat Teile, die ich mit Sorge betrachte. Fundamentalistische Teile, die im Grunde, wenn ich mir den amerikanischen oder afrikanischen Kontinent angucke, in einer aggressiven Missionsarbeit agieren. Sie haben auch ganz merkwürdige Allianzen mit dem Fernsehen und den Medien und damit einen enormen konservativ-rechten Einfluss.

Die Kirchen sind keine Monolithen: Die Kirchen sind für mich keine monolithischen, sondern hochkomplexe Gebilde. Zur tragfähigen Einschätzung muss man Wissen über alle Schattierungen und Aufstellungen haben. In diesen großen Organisationsgefügen wird oft in einer hochdifferenzierten Weise miteinander umgegangen. Es gibt bei der protestantischen Seite mit Weltkirchenrat und anderen absolut beachtliche Strukturen sowie große Persönlichkeiten wie Bischof Tutu, den ich faszinierend finde und bewundere. Ich glaube, dass es dort für Versöhnung, für Solidarität und eine globale Gesellschaft gute Strukturen gibt. Aber bei fundamentalistischen Bewegungen müssen wir sehr aufpassen. In den letzten Jahrzehnten hat sich vieles getan, und einiges ist da auch problematisch.

Aber auch die Zivilgesellschaft hat nicht nur helle Seiten: Wir sind mitten im zivilgesellschaftlichen Terrain, wo Kirche nicht nur eine Position, sondern ein Spektrum vertritt und die Zivilgesellschaft selbst ihre hellen und dunklen Seiten hat.

Kirchen durchlaufen einen Lernprozess: Konflikte sind, auch für mich, immer Lernorte, gerade in Netzwerken. Man merkt dort, dass von beiden Seiten Interventionen von Gewicht aufeinanderprallen und man muss schauen, was man von den Konflikten lernt, die dann entstehen. Die Kirchen sollten offen sein für Lernen, aber auch zu ihren Werten stehen. Natürlich sind das große Organisationsverbände, in denen eine Vielzahl von Strömungen, auch der religiösen Deutung, existiert. Das ist im Gewand der katholischen Kirche etwas hierarchischer organisiert, aber trotzdem da. Ich bin insgesamt froh, dass die beiden Kirchen einen Lernprozess durchlaufen. Sie sind für unsere demokratischen Gesellschaften bedeutende Akteure. Wie sie sich in der Zivilgesellschaft verhalten, hängt vom Thema zu Thema ab. Es ist nicht ein monolithisches Ja oder Nein, sondern ein differenziertes Gefüge, und in einer globalisierten Welt werden Kirchen umso wichtiger, weil wir diese globalen Brücken brauchen, die die Religionen, insbesondere die christlichen sowie den Islam, zu bauen in der Lage sein können.

Verstetigung das Ziel: Es ist eine große Herausforderung, die aktuelle Hilfsbereitschaft der Bürger in ein längerfristiges Engagement zu überführen, nicht nur für Flüchtlinge in der Landesaufnahmestelle.

⁶⁵ Dr. Ansgar Klein ist Privatdozent an der Humboldt Universität zu Berlin, (Gründungs-)Geschäftsführer des Bundesnetzwerk Bürgerschaftliches Engagement BBE (seit 2002), Fellow des Maecenata Instituts und einer der Herausgeber des Forschungsjournal Soziale Bewegungen.

Neue Ehrenamtler bei Kirchengemeinden: Kirchengemeinden öffnen sich in starkem Umfang. Die Luthergemeinde z.B. hat ihre Räume für Engagement geöffnet, wo auch nicht kirchlich Gebundene sich engagieren.

Kirche sollte sich auch mittelfristig über Flüchtlingshilfe hinaus binden: Ich freue mich erst mal über die Offenheit und die neue Form der Zusammenarbeit, die sehr verbindlich ist, im Rahmen dieser Koordinierungsstelle. Sicherlich würde ich mir wünschen, wenn ich langfristig denke, dass Feldengagement und Förderung auch als langfristige Aufgabe in einem breiteren Netzwerk, wo Kirche einen wichtigen Part spielen kann, verstanden wird. Da würde ich mir eine langfristige, verbindliche Zusammenarbeit zur Öffnung von Kirchengemeinden wünschen, hin zur Gesellschaft, diese Erfahrung, die wir jetzt im Bereich Flüchtlingshilfe machen, auch für andere soziale Bereiche zu nutzen, zur Verbesserung des Zusammenlebens insgesamt.

Kirchengemeinden als Ort zur Integration: Man müsste Angebote schaffen, und ihnen deutlich machen, wir sind Christen, und in unserer Gemeinde kannst du einen Ort finden zur Integration. Da gibt es bestimmt auch unterschiedliche Auffassungen innerhalb der Kirche. Ich fände es gut, wenn nicht unterschieden würde, welche religiöse Zugehörigkeit man hat, aber Kirche sich als gesellschaftlicher Akteur und als Wertegemeinschaft positioniert und auch neue Heimat bietet.

Kirchen schwächen sich selber unterschiedlich: In der katholischen Kirche gibt es zwei zentrale Probleme: die ausgeklammerte Frauenfrage und die Ämterhierarchie. In der protestantischen Kirche gibt es in Teilen eine Geschichte, die mit dem Staatsverständnis nicht immer nur unproblematisch war. Gemäß der Regel „cuius regio eius religio“. Damit sind auch Staatsverständnisse in Teilen gewachsen, die sehr eng sind im Sinne von Anlehnung an die jeweilige Obrigkeit.

Kirchen sind nach wie vor machtvolle Interessenvertreter: Kirche, das ist ein mächtiger Akteur, nach wie vor, ein selbstbewusster Akteur. Die Kirchen sind und bleiben ein wichtiger Akteur, gerade jetzt im Zeichen der Zuwanderung, da brauchen wir den interreligiösen Diskurs. Wir müssen und wollen mit den Kirchen zusammenarbeiten

Die katholische Kirche ist ein globaler Player, der Papst ein Werteführer: Die katholische Kirche ist ein globaler Player. Und ich gebe es zu, ich habe vor einigen Wochen die erste Rede eines Papstes vor dem amerikanischen Kongress tatsächlich live gesehen und war fasziniert. Auch ich denke, da ist ein großer Mann an der Spitze der katholischen Kirche, der aufräumt, das Herz am richtigen Fleck hat und der weiß, worum es geht, auch weltweit. Da geschieht so etwas wie Werteführung in einer so zerklüfteten Gesellschaft mit einem wachsenden Problemhorizont - das ist wertvoll.

Mein Vater hat katholische Geschichte in der SBZ/DDR mitgeformt: Er war im Auftrag der katholischen Kirche Mitbegründer der FDJ unter Erich Honecker, einer von sieben. Zu Beginn des Kalten Krieges, auch der Zentralisierung in der nachmaligen DDR hat er sich gegen die angekündigte Zentralisierung gestellt. Die Kritiker wurden aus dem Weg geräumt – mein Vater hat dafür von einem Militärtribunal 15 Jahre Zuchthaus bekommen und in Thorgau und Bautzen gesessen. Meine Mutter hat sich während der Haftzeit mit ihm verlobt und wurde natürlich ständig überwacht. Ich habe vier Brüder. Mein Vater wurde nach 10 Jahren Zuchthaus ausgetauscht, wir sind in den Jahren 1958 bis 1965 geboren. Er hat sich danach auch ständig um die Häftlinge in der DDR weiter gekümmert, er hat die Deutsch-Israelische

Versöhnung in der politischen Bildung und auch die Bundeszentrale für politische Bildung in Bonn mit aufgebaut. Das ist ein gutes Vorbild für mich. Ich bin stolz auf ihn. Zutiefst katholischer Familienhintergrund, Pfarrgemeinderäte. Das hat mich geprägt, auch wenn ich nicht mehr in dieser Kirche bin. Die Werte, die ich bei meinen Eltern täglich erleben konnte, sind etwas, was auch mich geprägt hat

Die kirchlichen Akademien sind wichtige Diskursorte: Jürgen Habermas hat die Rolle der christlichen Akademien in Deutschland, die er bewundert und schätzt, hervorgehoben. Das Profil dieser Diskursorte hat für die Republik immer viel zu sagen. Ich glaube schon, Kirche in der Welt bedeutet, dass man nach Mitteln und Wegen sucht, ständig aktuell an den Zonen des Lernens und der Konflikte zu sein. Beide Kirchen sind solitär darin, dass sie eine Vielfalt von gesellschaftlichen Dimensionen auch organisational "bewirtschaften", ob es Sport ist, oder Musik, Frauen, Jugendverbände.

Kirchen sind erfolgreiche Lobbyisten: Das katholische und das evangelische Lobbybüro in Berlin verfügen über einen nicht zu unterschätzenden Einfluss. Darüber wird nicht laut gesprochen, aber jeder weiß das. Wachsende Macht und Einfluss neigen zu Intransparenz. Aber ich würde niemals die beiden großen Lobbybüros der Kirchen in Berlin unterschätzen, die werden bei vielen Gesetzgebungsverfahren, insbesondere wenn es um ethische Dimensionen geht, herangezogen, da kann man gar nicht an ihnen vorbei.

Religion kann der (Zivil-)Gesellschaft viel geben: Es gibt, darauf hat der Soziologe Claus Offe uns in der Enquete-Kommission zur „Zukunft des Bürgerschaftlichen Engagements“ hingewiesen, drei niederschwellige Medien, mit denen man unabhängig von Bildungshintergrund und Milieu in das Engagement hineinkommt: Musik, Sport und Religion. Wir brauchen Akteure, die diesen Horizont von Spiritualität, Glauben und die Haltung zur Welt einbringen. Je älter man wird, desto mehr steht einem die Endlichkeit vor Augen. Diese Fragen, die man in der Jugend belächeln mag, sind in ihrer existentiellen Wucht unausweichbar. Das menschliche Geschlecht braucht anthropologische Antworten, Religion ist schon eine Dimension, die nicht nur historisch voller Tiefe ist. Selbst Jürgen Habermas hat sich da korrigiert und gesagt, man kann, bei aller Aufklärung, diese Restuntersicherheiten nicht auf eine vernachlässigenswerte Größe reduzieren, sie bleibt am Horizont des Nachdenkens. Der Respekt ist groß. Es gibt natürlich Kritik an Amtskirchenstrukturen hier und da. Die großen langen Kirchengeschichten zeigen uns, was alles schief gehen kann.

Kirchenveränderung: Der Berg kreißt und es werden Mäuse geboren: Die Aufbruchsstimmung wird dann doch, gerade was die katholische Kirche betrifft, offenbar - und zuletzt war es die große Synode, die Familiensynode, wo der Berg kreißt und es werden Mäuse geboren d.h., der Apparat ist langsam und die Veränderungsbedarfe sind groß. Das ist schon der Eindruck einer gewissen Resignation gegenüber dem Thema Kirchenreform, wenn auch die Person Franziskus auch als charismatischer Entkruster wahrgenommen wird.

In Ostdeutschland weniger kirchliches Engagement: Da haben wir im Engagement den Befund, dass die kirchenkontextbezogenen Engagements natürlich in Ostdeutschland geringer sind, weil die Strukturen, an denen man Kontexte bildet, auch geringer sind. Man kann nicht 40 Jahre in 20 Jahren aufholen, und vieles davon gar nicht mehr. Die Grundsatzdebatten, wo die Kirchen verloren haben, auch in Berlin, wo Religionsunterricht durch Ethikunterricht ersetzt wird, zeigt, dass die Kirchen beide vor der Herausforderung stehen, in einer säkularen Welt ihre Rolle, ihre Haltung zu justieren. Das Missionarische bleibt, aber muss sich modernisieren; es wirkt durch die gute Tat.

Kultursteuer statt Kirchensteuer wäre besser, Kirchensteuerzukunft ist offen: Ich halte eine für alle geltende Kultursteuer, natürlich abgestuft nach Reichtum, für eine gute Sache. Dann müsste die Kirche, wie das in Frankreich und anderen Ländern der Fall ist, auch für ihre Anliegen werben und käme um eine Entbürokratisierung bei Einnahmeverlust nicht herum. Sie erhält eine Zuweisung von denen, die von der guten Arbeit des Akteurs Kirche überzeugt sind und das auch zum Ausdruck bringen wollen. Ich bin nicht sicher, ob sich die jetzt geltende Kirchensteuerregelung auf Dauer rechtlich halten lassen, weil sie ein Privileg besonderer Art darstellt. Was ist, wenn von Muslimen das Gleiche gefordert wird? Was ist, wenn der Mitgliederschwund der Kirchen nicht zu stoppen ist?

Katholische Kirche will nicht zur Zivilgesellschaft gehören: Es war typisch, dass die katholische Kirche sich immer geweigert hat, sich als Teil einer Zivilgesellschaft zu verstehen. Sie haben immer auf ihren öffentlich-rechtlichen Status verwiesen. Das gilt für beide kirchliche Wohlfahrtsverbände nicht. Sie sehen sich als Akteure der Zivilgesellschaft, während die katholische Amtskirche das nicht tut.

Evangelische Kirche ist sich nicht sicher, Kirchensteuer verweist auf Staatsnähe: Beide Kirchen haben besondere Rechtsformen und das geht in Teilbereiche wie etwa die Kirchensteuer hinein. Wir kennen die Art Kultursteuer in Osteuropa, da kann man die Organisation seiner Wahl beschreiben. Bei uns gibt es ein Privileg der staatlichen Steuereinzahlung ausschließlich für die Kirchen. Dies ist Ausdruck der spezifischen Staatsnähe, auch bei Trennung bei Kirche und Staat ist dann eine Nähe.

Annäherung an Zivilgesellschaft fällt der protestantischen Kirche leichter: Kirchliche Intervention und Teilnahme an der Zivilgesellschaft fällt der protestantischen Kirche leichter als der katholischen. Erstens wegen der Relativierung der Amtshierarchie und der darauf folgenden Selbstbeschreibung; zweitens glaube ich, dass die protestantischen Strukturen bei aller Differenziertheit in der Zivilgesellschaft einen Orientierungspunkt geben können, um fundamentalistische Züge zu relativieren und gegen sie vorzugehen. Und da - und jetzt wird es spannend - muss auch die protestantische Kirche klar Position beziehen, wenn es um die Facetten der eigenen Kirchlichkeit geht und die Folgen für die Zivilgesellschaft, und das tut sie auch.

Bei der katholischen Kirche sehe ich Opus Dei oder welche Flügel wir da haben. Sie fordern für bestimmte gesellschaftliche Modernisierung Schließung statt Öffnung und sind in ihren Eliten. Das sind alles schwierige Dinge, die mit alten und langen Organisationsgeschichten zusammenhängen, **Fazit:** Aber trotzdem sind beide Kirchen in differenzierter Weise bedeutende Teilnehmer und Akteure der Zivilgesellschaft.

Was Kirche Zivilgesellschaft bieten kann: Der interreligiöse Diskurs, der Multikulturalismus und die Frage der Gerechtigkeit. Das sind die zentralen Punkte, wo ich auf Kirche setze, wo sie in der Zivilgesellschaft Wertakteure sind.

Kirche als wertvoller Partner der Zivilgesellschaft: Wenn ich als Geschäftsführer des Bundesnetzwerks Zivilgesellschaftspolitik betreibe, dann gucke ich genau hin, wo die Kirchen stehen, weil ich eines weiß: wir alleine reichen nicht, aber die sind wertvolle Partner, die ganz viele mitnehmen. Kirchen sind alt und erfahren und sie transportieren ein großes Selbstbewusstsein, das viele Organisationen nicht haben.

Gläubige sind wertgebunden und somit ein Gewinn für Zivilgesellschaft, Staat und Wirtschaft: Ich bin in einer tief katholischen Familie geboren, aber nicht mehr Mitglied dieser

Kirche, trotzdem innerlich verbunden. Ich weiß, wie sich Menschen aus einer religiösen Haltung heraus wertegebunden in der Zivilgesellschaft bewegen. Das ist ein großer Gewinn für die Zivilgesellschaft, aber auch für Wirtschaft und Staat. Deswegen ist für mich auch die Frage, was in Kirchen passiert, nicht trivial.

Die Gemeinde vor Ort ist wichtig: Die Gemeinde, gerade auch im katholischen Reformdiskurs, wird gegenüber dem Klerus zum Bezugspunkt. Meine Mutter war Gemeinderatsvorsitzende nach dem Tod meines Vaters, der es davor war, und die waren das schon in Berlin. Hier waren die Katholiken Diaspora. Die Gemeinschaftsvorstellungen der beiden Kirchen sind für die Gemeindepolitik extrem wichtig. Wir müssen dabei zugleich sehen, dass wir, was Ostdeutschland betrifft, eine ganz andere Ausgangslage haben, die Nichtgläubigen sind Mehrheit und die Kirchenstrukturen in der Minderheit, was die Arbeit aber nicht unwichtiger macht, im Gegenteil.

Bei der Bewältigung der Herausforderung durch Geflüchtete brauchen wir die Kirchen: Ich glaube schon, wenn wir Engagement für und mit Flüchtlingen besehen, dann werden die kirchlichen Akteure ganz vorne dabei sein, da bin ich ganz sicher! Diese Fluchthematik wird uns in den nächsten Jahren noch beschäftigen, da brauchen wir die Kirchen, die mit einer religiösen Haltung in der Welt stehen. Der interreligiöse Diskurs ist für mich, aufgrund der Fluchtsituation, eine der großen Herausforderungen in den nächsten Jahren. Dass wir das stärken, das brauchen wir als Hintergrund für das, was wir gelebte Toleranz nennen wollen. Es wird immer Konflikte geben, und wir haben leider in unserer Zivilgesellschaft diese dunklen Seiten, die mit Fremdenfeindlichkeit und antiislamischen Komponenten auftreten, da brauchen wir die Partner, Freunde und Unterstützer für Toleranz, so ähnlich wie Nathan der Weise, um eine Verständigung der Weltreligionen im eigenen Lande herbei zu führen.

Kirchen stützen das BBE: Beruflich bin ich mit den Kirchen bestens insofern bedient, weil sie unser großes Bundesnetzwerk BBE gegenüber dem Staat verteidigen. Als der Bund, das damalige Familienministerium, uns wirklich bedroht hat - Halbierung der Förderung, Ankündigung dass das Netzwerk zerschlagen wird - haben die Kirchen sich auf unserer Mitgliederversammlung hingestellt und zu den Ministeriumsvertretern gesagt: Lassen Sie das BBE in Ruhe. Ich erlebe die kirchlichen Akteure in unserem Bundesnetzwerk als sehr aufgeschlossen, sehr nachdenklich, wertgebundene Akteure, die ich respektiere, schätze und froh bin, dass wir sie haben.

Ersten europäischen Kirchentag mit Zivilgesellschaft durchführen: Ich bin mit Jeanette Behringer im Gespräch, die ist in einer Vorbereitungsgruppe für den ersten europäischen Kirchentag der protestantischen Kirchen. Sie hat die Position: Wir müssen diesen ersten Kirchentag zusammen mit der Zivilgesellschaft machen. Ich habe das sehr unterstützt, weil ich gesagt habe, die Kirche ist in der Welt. Wenn ich einen Glauben habe, den ich nicht nur sonntags zelebriere als Ritual, folgenlos, sondern mit der ich in der Welt bin, dann müssen die zivilgesellschaftlichen Auswirkungen und Verlängerungen dessen, was meine religiöse Haltung ist, in den ersten europäischen Kirchentag mit hinein. Ich habe leidenschaftlich dafür plädiert, das zu tun!

Zivilgesellschaft erwartet vom Akteur Kirche Veränderungen: Die Solidaritätsbewegung mit dem BBE als dem Dach-Netzwerk der Zivilgesellschaft wäre ohne die kirchlichen Organisationen ebenso wenig denkbar gewesen wie in der DDR die Bürgerbewegung. Hier war es die evangelische Kirche und ihre Schutzräume. Also: Wir in der Zivilgesellschaft wissen, dass die Kirche oft ein extrem wichtiger Partner ist, aber wir wissen auch, dass sie ein

machtbewusster Partner ist⁶⁶, die über historisch gewachsene Privilegien verfügt. Bei einer offenen, nach vorne schauenden Diskussion, gibt es dann aus unserer Sicht doch einigen Änderungsbedarf. Bei der katholischen Kirche ist es mit Sicherheit die Frauenfrage. Es ist ein Lernprozess da. Es gibt einige Schritte, die erforderlich sind, aber der Reformbedarf auf der katholischen Seite scheint mir extrem höher. Gleichzeitig hat die katholische Kirche mit Franziskus einen charismatischen Führer, der viele Hoffnungen geweckt hat, auch meine Sympathie schon wieder neu entfacht hat wegen der Gerechtigkeitsfrage, die er in einer sehr überzeugenden Weise repräsentiert.

Wir brauchen eine Debatte über soziale Bürgerrechte in Deutschland und Europa. Dazu sind die Kirchen wichtig. Wir müssen über die Menschenrechte jetzt angesichts der scheiternden europäischen Flüchtlingspolitik mit den fünf osteuropäischen Ländern, die Nein sagen, eine Zivilgesellschaftskonferenz machen, und da dürfen die Kirchen nicht fehlen. Ich denke jetzt nur an Polen, da ist der Einfluss der katholischen Kirche unendlich groß. Deswegen ist es auch politisch wichtig, wie sich die Kirche verhält.

Die Trennung von Staat und Kirche ist essentiell: Muslimische Religionsgemeinschaft kennt nicht die Trennung von Kirche und Staat. Je länger man über diese Trennung nachdenkt, desto mehr begreift man, wie wichtig sie ist, auch mit Blick auf Werthaltung. Das ist ein großer Lernprozess. Ich bin auch sehr gespannt, wie sich die islamische Wohlfahrtsdebatte darstellt, weil das es für die großen Wohlfahrtsverbände eine Herausforderung sein wird, wenn sich da was gründet, aber ich könnte mir vorstellen, dass da was kommt. Interessant ist, dass der Islam die jüngste der monotheistischen Religion ist und selber Judentum und Christentum integriert hat als prophetischer Vordenker. Es ist ja nicht ganz falsch, die gesamte Religion für extreme und fundamentalistische Strömungen verantwortlich zu machen.

Nullreaktion aus Kirche zu zivilgesellschaftlichem Schwerpunktheft: Kirchen in Bewegung: Thomas Leif, SWR, Freund von mir, ein gläubiger Mensch, wir haben ein Heft gemacht und nun fragen wir uns, wieso die Resonanz so gering ist. Er erzählt mir, dass in den Kirchenredaktionen mittlerweile eine Art von zynischer Haltung, Verzweiflung und Enttäuschung herrscht. Ein solches Heft, das intervenieren will, wird noch nicht einmal in den größeren Kirchen-Medien erwähnt.

2.7. Brigitte Manke ⁶⁷

Bindung über Personen gut und einprägsam: Das, was jetzt die Institution Kirche ist, nehme ich nicht vordergründig wahr, ich nehme Personen wahr.

Kirche müsste mehr riskieren: Die Gemeinde, der Pfarrer, wie auch immer, müssen sehr weltoffen agieren. Und da müsste auch mehr riskiert werden. Das ist auch abhängig von den Personen. Der Rahmen ist ja vorgegeben, aber da kommt es drauf an, wie ich den Rahmen ausgestalte.

⁶⁶ Reinhard Jakob, Freiwilligenagentur Bentheim, berichtet von einem Übernahmeversuch der Diakonie dort, den man abgewehrt habe. Man wollte nicht unter das Dach einer Organisation, die nicht neutral agiert. Anders in Mainz, wo Stadt und Wohlfahrtsverbände die gemeinsam getragene Ehrenamtsagentur handstreichartig auflösen und der Diakonie die Aufgabe übertragen, eine neue Ehrenamtsagentur zu installieren.

⁶⁷ Brigitte Manke ist seit November 2002 Geschäftsführerin der Thüringer Ehrenamtsstiftung.

Zu stark mit sich selbst beschäftigt: Die Kirche in Mitteldeutschland hatte schon Schwierigkeiten im Rahmen des Gesamtumbaus, da hat man sich eine ganze Zeit zu stark mit sich selbst beschäftigt.

Diakonie und Caritas gleichwertig mit anderen: Diakonie oder Caritas sind genauso gut aufgestellt und stark verankert wie die Arbeiterwohlfahrt, das Rote Kreuz in Thüringen bis hin zur Feuerwehr, durchaus gleichwertig.

Ehrenamtliches kirchliches Engagement wegen überdurchschnittlich aktiver Pfarrer (Personen): Ob ich jetzt in der Kirchengemeinde aktiv bin und mich engagiere, das mache ich dann im Grunde an dem Pfarrer fest. Wenn da eine gute zwischenmenschliche Energie da ist, engagiere ich mich. Es ist wirklich abhängig von Personen, die für mich vor Ort als Kirche, als Institution, wahrgenommen werden. Engagement lebt vom Einsatz Hauptamtlicher über die normalen Stunden hinaus. Ich sehe aktive Pastoren, wo auch der Zusammenhalt an Personen festgemacht wird.

Wohlfahrtsverbände setzen auf Ehrenamtliche und bauen Parallelstruktur: Arbeiterwohlfahrt z.B., die hat mittlerweile schon zwei Ehrenamtskoordinatoren. Das Deutsche Rote Kreuz macht das genauso. Die haben überall die Ehrenamtsbeauftragten. Parallelstruktur zu den Freiwilligenagenturen? Genau! Letzte Woche sagte mir der ehemalige Caritas-Direktor, er weiß, auch die Diakonie wird jemand dafür einstellen. Da kommen die großen Verbände nicht mehr dran vorbei.

Neue Klientel, zusätzliche Koordinierung notwendig: Die Bürger sagen, ich will mich einbringen, will aber wissen, auf was ich mich einlasse, wie kann ich mich einbringen, wie werde ich betreut? Es ist eindeutig ein mehr da, und es ist eine Klientel, was sich bis dato nicht engagiert hat. Die Strukturen hat man nicht. Und ich weiß nicht, ob man das unbedingt mit großer Werbung machen sollte.

Widersprüche zwischen bezahlter und unbezahlter Leistung erschweren Aufbau sorgender Gemeinschaften: Beim Projekt "Begleitung pflegender Angehöriger" geht es darum, dass Ehrenamtliche sich qualifizieren, um pflegende Angehörige zu entlasten. Jetzt kommen auf der anderen Seite niederschwellige Betreuungsangebote, wo wiederum Leistungen abgefordert werden können und auch bezahlt werden können, wo nicht die Ehrenamtlichen im Mittelpunkt stehen, sondern wo Träger sich etablieren. Hier sollen Bürger gewonnen werden, die diese niederschweligen Angebote umsetzen, die man dann mit der Kasse abrechnen kann. Das ist kontraproduktiv. Wo fängt die Bezahlung an, wo hört sie auf, was ist ein ehrenamtliches Engagement?

2.8. Carsten Müller-Meine⁶⁸

Die Frage "Wie kann Hauptamt Ehrenamt entlasten?", ist in der Kirche umgedreht worden. Es gilt die Frage "Wie kann Ehrenamt das Hauptamt entlasten?". Das ist aber genau das Gegenteil von dem, was wir mal im bürgerschaftlichen Engagement machen wollten. Wir wollten nicht, dass das Hauptamt ersetzt wird durch das bürgerschaftliche Engagement, sondern das bürgerschaftliche Engagement als eine eigenständige Struktur das Hauptamt ergänzt und von diesem von allem, was dem entgegensteht, entlastet wird. Für die

⁶⁸ Dipl. Päd., Geschäftsführer der Ehrenamtsagentur Trier

Verantwortung muss es das Hauptamt geben. Davon entfernen sich immer mehr Kirchen. Wenn immer mehr Ehrenamtliche innerhalb der Kirche Verantwortung übernehmen sollen, dann werden die Ehrenamtlichen a) weniger werden und b) sich noch weniger orientieren können. Das ist eine Fehlentwicklung, würde ich jetzt sagen.

Eine katholische Gemeindefereferentin in einer Gemeinde, die sehr strukturiert war, hatte es geschafft, am Schluss drei oder vier verschiedene Helferkreis-Dankestreffen im Jahr zu machen, einmal für die unter 18, dann bis 30, dann die dazwischen, dann für die Senioren, die was machen. Weil das so große Gruppen geworden waren, dass die nicht alle auf einmal in den Gemeindesaal passten, musste aufgeteilt werden. Dann ist die Frau in ihre Heimatgemeinde zurückgegangen. Nach ihr bröckelt es, vor allen Dingen, weil letztes Jahr auch der Pfarrer weg ist. Das war die größte Gemeinde hier, die haben Kirche erlebbar gemacht, auch für die jungen Leute. Meine 18jährige Tochter ist da immer noch engagiert. Die Reste sind noch da. Da wurde so gute Arbeit geleistet, dass da immer noch welche da sind, nur wenn man nicht aufpasst und bald einen neuen Pfarrer findet, dann geht das Aufgebaute verloren. Für mich war die Frau dort immer das Beispiel, wie man Kirche mit Leben füllen kann, mit allen Facetten. Das war die perfekte Antwort auf die Frage "Wie kann man einbinden und binden ohne dass die potentiell Engagierten sich gebunden zu fühlen?". Es geht darum, offen zu sein für jedermann und Projekte aufzusetzen. Man muss in den unterschiedlichen Teilen des Stadtteils unterschiedliche Zielgruppen ansprechen. Jugendliche mit Disko beispielsweise, wo der von der Kirche nicht mit einem Kreuz rumrennt, aber dabei ist und mitfeiert. Kirche ist ein Ort der Begegnung, des Lebens, alltäglich. Nicht so wie früher, wo man sonntags hinmusste und dann wieder gut für eine Woche Ruhe hatte. Wenn die Kirche hier einen Bouleplatz macht, mache ich auch als freiwillige Feuerwehr mit, weil umgekehrt dürfen wir den vielleicht auch nutzen, wir dürfen den Kirchgarten nutzen und umgekehrt weihen die das nächste Mal wieder unser Spritzenhaus. Wir haben hier in Trier eine Superlandschaft, und unser aller Aufgabe wird sein, wie kommen wir stärker miteinander ins Gespräch, vernetzen uns, so dass wir voneinander profitieren.

Ich denke an Alter und Vereinsamung: Ich bin sicher, manche Menschen wollen etwas tun, haben aber mit Kirche eigentlich nichts am Hut, haben gar nicht im Bewusstsein, dass es über die Kirchengemeinde auch Möglichkeiten gäbe, sich selber zu entwickeln, und wenn es nur darum ginge, einen Spielnachmittag zu organisieren. Es geht immer nur um den Seniorennachmittag, wo es Kaffee und Kuchen gibt und alle stumm vor sich hinsitzen und vorne vielleicht einer was sagt.

Kirche wird gar nicht als ein Ort verstanden wird, wo man einfach was entwickeln könnte, wo Räume, Ressourcen sind, wo man einfach loslegt.

Empfehlung an Kirche aus Zivilgesellschaft: Sich zu öffnen. Gerade in Zeiten der Unsicherheit - bleibe ich in der Kirche oder nicht? - offen zu sein für Menschen, die sich gegen eine Zugehörigkeit entschieden haben; sich öffnen in den Stadtteilen; Kirche erlebbar machen, auch generationsübergreifend erlebbar machen; Angebote auch selber schaffen, nicht nur die traditionellen von Konfirmations- und Kommuniionsunterricht; Begegnungen schaffen, die Gemeindesäle öffnen, nicht nur für Flüchtlinge, sondern auch mal für eine Selbsthilfegruppe oder ein Spieletreff; Jugendräume anzubieten, ohne Jugendtreffs Konkurrenz zu machen oder sie zu verdrängen.

Organisationen, auch Kirche, müssen sich mit Ehrenamt verändern: Junge oder ältere Menschen zehn Jahre im gleichen Engagement, dieses Bild entspricht nicht mehr der

Lebenswelt. Man muss fragen " Wie werde ich durchlässiger als Organisation, wie kann ich Menschen gewinnen, auch für kurzzeitige Sachen"? Wenn das kurzzeitige Engagement gut gelaufen ist, binden die Kurzzeiter sich in irgendeiner Form, und wenn sie nur Fördermitglied werden, aber sie werden sagen, das ist eine Supersache, das Ding zu unterstützen.

Jugendarbeit für bürgerschaftliches Engagement in Trier Schwerpunkt: Wir sind präsenter in allen Medien, wir bedienen die klassischen Printmedien, aber auch Facebook. Für mich ist wichtig: Wie kommen die Leute zu uns? Da geht viel Mund zu Mund, d.h., wir legen Wert auf gute Beratung; wir nehmen uns Zeit für die Menschen; gucken, was könnten neue Perspektiven sein? Das spricht sich gerade bei den jüngeren Leuten rum. Wir haben in den letzten 10 Jahren großen Wert auf Anerkennungskultur gelegt. Wir sind die einzige Kommune seit 2006, die den Jugend-Ehrenamtspreis vergibt, für Jugendliche zwischen 14 und 27. Das ist ein Förderpreis, dotiert mit 2000 €, das machen wir ganz öffentlich. Wir sagen allen Danke, die vorgeschlagen werden, nicht nur denen, die die Schecks kriegen. Vor ein paar Jahren haben wir eine Qualifizierungsreihe, speziell für diese Zielgruppe, gehabt. Die Preisträger von 2006 sind heute in Führungsämtern, z.B. als Vorsitzende oder stellvertretende Vorsitzende von großen zivilgesellschaftlichen Organisationen. Damals waren sie z.B. Umweltscouts bei den Naturfreunden Wir haben uns sehr stark dafür eingesetzt, dass die Ehrenamtskarte kommt. Von 500 Karten sind 100 an jüngere Menschen ausgegeben.

Ehrenamtsarbeit Bistum Trier geht nach innen: Das Bistum Trier geht hoch bis kurz vor Bistum Limburg und runter bis Saarland. Es hat seit zwei Jahren eine Ehrenamtskoordination. Mit denen bin ich einmal im Jahr zusammen, das läuft aber auf einer anderen Ebene ab, die regen zwar den Diskurs vor Ort an, aber haben doch sehr stark den Fokus nach innen gerichtet. Es geht um die innerkirchliche Wahrnehmung von Engagement und "Wie halte ich meine kleinen Einheiten am Laufen?". Weniger im Blick ist die Frage „Wie gewinne ich neue Menschen". Das wurde mit einer Million ausgestattet vom Bischof. Wenn man die Größe des Bistums sieht, ist es vergleichbar damit, wenn wir in Trier 1000 € kriegen würden.

Engagement- und Kompetenznachweis entwickelt: Wir haben einen Engagement- und Kompetenznachweis entwickelt, der Engagierten an die Hand gegeben wird, vom MP unterschrieben, da war Rheinland-Pfalz nach NRW die ersten als Bundesland, die so etwas gemacht haben, was auch von der IHK und HWK anerkannt wird, was gut ist für den Lebenslauf. Jüngeren oder auch älteren Ehrenamtlichen, die gerade in einer Neufindungsphase sind, soll neben dem Tätigkeitsnachweis ein Zeugnis geschrieben werden; wir haben die Form entwickelt. Wir raten Institutionen, die mit uns arbeiten, so zu verfahren.

Flüchtlinge und Kirchengemeinden: Caritas und Diakonie sind dabei: Es sind keine Kirchengemeinden dabei. Träger sind oder werden wohl Caritas, Diakonie und Rotes Kreuz sein. Der Caritas-Direktor ist sehr stark in der Abfrage bei den Kirchengemeinden für die Unterbringung Es geht um Pfarrsäle, sogar Kirchenräume, um dem Riesenansturm in Trier auch Herr zu werden. Die Kirchengemeinden selbst haben die Freiwilligenagentur als Partner noch nicht entdeckt.

Zu der evangelischen Kirche haben wir Kontakt, per E-Mail oder telefonisch. Aber die katholische Kirche, da hat sich das Bistum draufgesetzt. Wir hatten immer mal - und das fand ich sehr spannend - vor knapp 10 Jahren Fortbildung mit jemandem gemacht, der war für die Ausbildung der Gemeindeferenten zuständig. Der hat mich mal zu einem Qualifizierungskurs eingeladen, wo ich erzählt habe, was wir machen. Darüber sind wieder Kontakte entstanden. Da waren zwei Kirchengemeinden, mit denen wir sehr eng zusammengearbeitet haben, weil

die Pfarreferenten da sehr offen waren. Die sind aber mittlerweile weg, außerhalb von Trier, und unsere Zuständigkeit endet mit den Stadtgrenzen.

Kirche und Zivilgesellschaft: Es müsste mehr Durchfluss und mehr Miteinander sein: Es wäre für beide, für den kirchlichen Kontext und für den Stadtteil, in dem die Kirchengemeinde ist, ein Riesenvorteil, wenn da mehr Durchfluss wäre und mehr Miteinander. Es könnten alle davon profitieren, wenn eine Öffnung stattfinden würde. Das sehen wir jetzt am Thema Flüchtlinge, da kommen auf einmal Leute auf den Plan, die bisher gar nicht auf die Idee gekommen waren, sich ehrenamtlich zu engagieren oder zu glauben, sie hätten Kapazitäten frei. So denke ich, geht es auch bei Kirchen: Die sind in ihrem Kontext, sind vielleicht Presbyter oder im Kirchengemeinderat, aber haben gar nicht den Blick für das richtige Leben in ihrem Stadtteil.

Ehrenamtliches Engagement als Zugang zur Kirche: Es gibt Menschen, die sagen, ich habe mit Kirche erst mal nichts am Hut, deshalb möchte ich erst mal nichts mit Kirche tun. Über Umwege, indem man sagt, hier gibt es ein tolles Angebot zum Thema "obdachlose Frauen", das ist die Trägerschaft SKF - Sozialdienst katholischer Frauen - findet mancher Zugänge zu Kirche oder ein anderes Bild von Kirche oder Gemeinschaft. Da herrscht die Vorstellung, dass man dort mindestens ein Kreuz schlagen muss, oder auf Leute stößt, auf die man nicht stoßen will, weil sie eine andere Ausrichtung haben. Da ist schon was da (gemeint: an kirchlicher Ausrichtung in der Bistumsstadt Trier), und nichts desto trotz hat sich durch die Kirchenaustritte einiges verschoben.

2.9. Prof. Dr. Leo Penta⁶⁹

Kirche ist nicht mehr „der Elefant im Raum“: Die Verbände und auch die Kirchen als Körperschaften sind auf der politischen Bühne, nur merken sie auch, dass ihr Einfluss nicht mehr so ist wie früher. In einigen Gegenden hatte die Kirche oft ein Monopol in Bezug auf die Mehrheit ihrer Anhänger, die dann auch die Zivilgesellschaft gestellt haben. Das schwindet immer mehr. Es ist die Frage, wie Kirche damit umgeht, dass sie ein Akteur unter anderen ist, nicht mehr der Elefant im Raum.

Pastoren und Priester brauchen mehr Praxiswissen: Hauptamtliche sollten erkennen, dass Kirche von Beziehungen zu anderen lebt. Sie sollten befähigt werden, in diesem Beziehungskontext zu arbeiten. Sie sollten dies als Grundlage für ihre Arbeit sehen.

Leitungsleute sollten kritisch auf ihre Termine sehen: Sie sollten überprüfen, wie und womit sie ihre Dienstzeit verbringen. Wie viele Außentermine sind dabei? Guck mal, wie viele Termine du hast, wo du ganz woanders bist. Wie viele Tage im Jahr ist man als katholischer Priester im Leitungsamt in Rom, oder auf Konferenzen, in Gremien, und wie oft ist man vor Ort mit normalen, kirchenkritischen Menschen?

Wie sich Kirche verändern würde, wenn man sie neu erfände: Wir machen die Gottesdienste, wir beerdigen. Alles andere wird im Prinzip auf den Prüfstand gestellt. Eine

⁶⁹ P. ist amerikanischer katholischer Priester (seit 1978) und seit 1996 in Deutschland. Er ist Hochschullehrer an der katholischen Hochschule Berlin und Gründer und Herz von DICO (Deutsches Institut für Community Organizing), die die Idee des Community Organizing in Deutschland mit mehreren Plattformen (u.a. Berlin, Köln) vorantreiben.

immer größer werdende Gruppe von Menschen wird geschult, wie sie mit anderen sprechen können. Mit denen, die mitgehen wollten, entwickeln wir einen neuen Entwurf von Gemeinde. Geklärt wird, was sind die Dinge, die wir weiter machen wollen, und was sind die Dinge, die wir nicht mehr machen? Viele Einzelgespräche, aus denen Kreise zusammengebracht werden, werden geführt. Es wird nicht der Pfarrer alles machen, es gibt genug Interessierte. Am Ende einer Gemeindeversammlung wird zu beschließen sein, was die Schwerpunkte sind, zumindest für eine bestimmte Zeit. Wenn man die Organisation porös macht und einsickern lässt, "Salz der Erde" in das Quartier, müsste man dann nicht auch die eigene Gestalt zur Disposition stellen, die eigene Form des Gemeindeseins? Verändert sich nicht dadurch, dass die Leute mitmachen, die Gemeinde selbst? Ja, ich hielte das für eine sehr positive Entwicklung, wenn das so käme.

Eine Gemeinde wandelt sich von der Ausrichtung auf die Mitglieder zur Ausrichtung auf alle in der Community: Beispiel: In einer Siedlung im Norden von Köln, sozialer Brennpunkt, bestehen einige Kontakte der katholischen Gemeinde in diese Siedlung zu Familien, die bekannt sind und die bisher als hilfsbedürftig gelten. Langsam kommt eine andere Sicht auf, nämlich nicht nur diese Menschen als Bedürftige zu sehen, sondern als Kontaktpunkte zu allen Menschen in dieser Siedlung zu sehen, ob sie zur Gemeinde gehören, noch nie von uns gehört haben oder irgendwie dazwischen sind. Es gibt hier Menschen, die mit anderen zusammen sich in irgendeiner Form engagieren wollen, um die Situation zu verbessern. Letztendlich ist es eine Zeitfrage, das dann aktiv umzusetzen, immer in Spannung mit den Amtsgeschäften. Die entscheidende Frage ist: Wird dieses Vorgehen zum festen Teil des pastoralen Plans im katholischen Raum und hat somit Priorität oder ist dieses Engagement nur personenbedingt und also Zufall?

Wer nicht auf die Community bezogen lebt, hängt alten Bildern an: Leider finde ich all zu oft das alte Bild "Wir sind der kleine Rest und das ist o k, nach mir die Sintflut, wir sind uns gut und das reicht"; oder dieses Bild, am allerschlimmsten, denn dann wird es ein bisschen zynisch "Wir werden aussterben, und das ist gut so; Neue sind eher lästig".

Entscheidend sind Rollenwechsel und Beziehungsbasis des Pfarrers: Es ist für leitende Pfarrer oft schwierig, insbesondere bei zivilgesellschaftlichen Themen, Mitstreiter zu finden. Voraussetzung ist, sich von der Rolle des allein bestimmenden zu lösen und sich Organizer in der Gemeinde zu verstehen. Dann gilt es, Menschen zu finden, die bereit sind, in den ersten Schritt mitzugehen. Es gilt, die Beziehungsbasis aufzubauen, zu schauen, wo gibt es Möglichkeiten, Gelegenheiten.

Kirchen müssen ihr Potenzial tatsächlich einsetzen. Das Potenzial, das die Kirchen haben, tatsächlich einsetzen, bewegen, mit anderen handlungsfähig werden. Nicht nur reden, sondern auch etwas tun im Sinne des gemeinsamen Handelns.

Empfehlung: Direktkontakt aufnehmen. Mein ideales Bild wäre, dass Kirchenmitglieder nicht irgendwas im Briefkasten zu finden. Die Kirchengemeinde sollte einen persönlichen Kontakt anbahnen. Ureigene Arbeit eines Pastors, eines Pfarrers, eines kirchlichen pastoralen Mitarbeiters ist es, einen nicht kleinen Teil der wöchentlichen Arbeitszeit dafür zu verwenden.

Grad der Zuwendung hängt (auch) am Geld. Vertrauenserringung wird dem Kirchenpersonal dringlicher, wenn es weiß, dass die Anzahl der Mitglieder einen unmittelbaren

Einfluss auf den eigenen Verdienst hat. Das ist das Prinzip der Freikirchen. In USA und fast auf der ganzen Welt sind alle Kirchen Freikirchen nach solchen Maßstäben. Ich glaube, dass die materielle Interessiertheit die Dienstleistungsbereitschaft fördert, im Vergleich zu Freikirchen kann man das durchaus sehen

Manche wollen sich gesund schrumpfen. Man kann auf die nicht abreißen Mitgliederverluste reagieren, indem man sagt, wir müssen vor die Tür gehen, um anschlussfähig und relevant zu bleiben. Oder man sagt: wir schrumpfen uns gesund, dann sind wir unter uns. Wir haben dann unsere Wagenburg, klein, aber fromm, rein. Dann wissen wir, wer mit uns ist und wer nicht, dann gibt es keine graue Zone. Das ist inzwischen in ehemaligen Ostgemeinden in Berlin zu beobachten. Zumindest bei einem Teil der Gemeinden ist diese Perspektive ein Stück weit überwunden. Aber viele tun sich immer noch schwer mit dem Gedanken oder mit der Umsetzung des anderen Weges.

Man muss ein Loblied auf die Indifferenten singen und sagen, wir müssen froh sein, dass wir die noch bei uns haben, denn sie sind eine Brücke zu den Ausgetretenen und anderen. Das war der Fokus einer Fortbildung, die das Institut DICO gemacht hat. Man wollte sich auf diejenigen fokussieren, die am Rande stehen aber noch mit einem Bein drin sind. Wie geht man auf diese Menschen zu als Brücke bzw. dann darüber hinaus zu lernen, wie man auf ganz Fremde zugehen kann.

Wir haben auch im Religiösen eine Ungleichzeitigkeit in der Gesellschaft, die bei allem Handeln zu beachten ist. Wie werden nachkommenden Generationen Kirche wahrnehmen, erleben, in irgendeinem Sinne kirchlich sozialisiert werden? Man merkt, dass das immer mehr schwindet, zumindest in den klassischen Formen, die wir kennen.

Gemeindefusionen können eine Chance sein: Wo die Gemeindefusionen noch laufen, sollten sie nicht als Prozesse der Konsolidierung verstanden werden, sondern offen für Neues und andere Menschen sein, und hoffentlich Menschen hereinholen, die am Rande stehen, die nicht nur die Bewahrung des Alten betreiben, nicht nur die üblichen Verdächtigen. Gemeindefusionen können eine Chance sein, nicht nur im formalen Bereich. Der Einwand lautet: "Wie kommen wir dazu, die beiden Pfarrgemeinderäte miteinander zu verschmelzen?" Es geht dann um ein oder zwei Pfarrbüros und die Frage, wer leitender Pfarrer wird.

Gemeinsame Vorhaben mit Staat und Wirtschaft können sinnvoll sein: Zivilgesellschaft kann Aufgaben in Partnerschaft mit dem Staat und mit der Wirtschaft übernehmen. Dabei kann die Zivilgesellschaft primär verantworten oder die Kontrollfunktion übernehmen.

Kirche muss mehr machen als Angebote: Man kann die bestehenden Angebote verdoppeln oder verdreifachen, indem sie miteinander statt nebeneinander angeboten werden. Für mich geht es aber immer um die Frage über die Angebote hinaus: Wie wird im zivilgesellschaftlichen Bereich öffentlich gehandelt?

Verordnete Solidarität kann freiwillige Solidarität ersticken: Manchmal hat man das Gefühl, dass das Verordnete etwas sichert, aber gleichzeitig das Freiwillige absterben lässt oder verdrängt.

Kirche ist eher ein Akteur der Zivilgesellschaft. Manchmal schimmert für mich noch die

Verbindung zwischen Thron und Altar durch. Ich möchte Kirche nicht schlechthin als Zivilgesellschaft bezeichnen. Die Kirche ist aber andererseits auch nicht der Staat und auch nicht die Wirtschaft Sie eher ein Akteur in der Zivilgesellschaft und aus ihr raus. Das wird immer noch zu wenig gesehen.

Das Eigeninteresse der Kirche ist der missionarische Auftrag: Sichtbar vorleben! Wenn Kirche von einem missionarischen Auftrag spricht, heißt dies in der heutigen Zeit: Es wird Zeugnis abgelegt über das, was wir glauben. Und das muss andere Formen annehmen als bisher. Missionarisch kann heute nur noch heißen, dass man vorlebt. Aber bei dem Vorleben muss natürlich die Chance bestehen, dass mich einer dabei sieht. Man muss ein Publikum dafür haben. Und wenn man das vorlebt innerhalb der frommen Gemeinde, wird es nicht gesehen. Wenn man das in der Zivilgesellschaft vorlebt, ist das eine Form von missionarischem Tun. Ich glaube, es ist eine heute angemessene Form, das zu leben. Das Bild von Franziskus "Die Kirche ist ein Feldlazarett in der Gesellschaft" geht in diese Richtung.

Die Identität der Kirche geht auch bei starker Hinwendung zur lokalen Bürgergesellschaft nicht verloren. Viele sehen als Gefahr, die Kirche könnte ihre Identität verlieren, werde nicht mehr als Kirche wahrgenommen. Davor habe ich weniger Angst als dass Kirche sich zurückzieht oder nur im komfortablen Bereich agiert.

Zivilgesellschaftliches Engagement von Kirche ist kein add-on: Engagement in und für die Community muss das Ergebnis einer Besinnung auf die Kernaufgaben auf. Wir müssen eine neue Balance zwischen verschiedenen Facetten der wesentlichen Arbeit herstellen. Dinge müssen auch beendet oder gekürzt werden. Sich um die Zivilgesellschaft zu kümmern, ist keine Zusatzaufgabe. Dafür muss Anderes entweder beendet oder an andere abgegeben werden.

Es sind zu wenige Kirchengemeinden, die community organizing leben. Aus meiner Sicht sind es zu wenige, langsam auch in Deutschland, aber nach wie vor eher in der Minderheit. Es beginnt mit der Realisierung, dass auch die lokale Gemeinde ein Teil des Gemeinwesens ist. Nicht nur im ganz engen Sinne, innerhalb der Grenzen der Gemeinde, der Pfarrei, sondern mindestens auf Bezirksebene und mit der Stadt. Und dass das Wohlergehen der Stadt und das der Gemeinde miteinander was zu tun haben. Das hängt aber auch vom Bild von Gemeinde ab als etwas, was wachsen kann und muss.

Die Zivilgesellschaft stößt bei einigen Kirchengemeinden auf zunehmendes Interesse, für viele andere ist sie unbekannt oder uninteressant. Es gibt einerseits ein wieder zunehmendes Interesse im Umfeld der (Kirchen-)Gemeinde, auf der anderen Seite Hilflosigkeit und Desinteresse. Die christlichen Kirchen merken, dass sie nicht mehr so allein bestimmend sind wie bisher. Ein Stück der Selbstgenügsamkeit ist verschwunden, dadurch müssen sie sich umschauen. Vor allem jüngere Mitglieder können bestimmte Dinge, die die Gemeinden immer gemacht haben, nicht mehr tragen.

Die Zivilgesellschaft wird politischer, der Ruf nach dem Staat wird schwächer: Im ursprünglichen Sinne von Politik, nicht Parteipolitik. Wir haben hier in Deutschland ein zivilgesellschaftliches Problem. Es wird weiterhin nach dem Staat gerufen, obschon das Vertrauen in ihn oft schon zerrüttet ist. Es ist wie ein Reflex: „Hier müsste mal der Staat.“ Ich frage dann: „Und wenn der Staat das nicht macht, was machen wir dann?“ Mein Eindruck ist

aber, dass die Überzeugung, dass man sich auf eigene Füße stellen muss, sich zunehmend verbreitet.

Sich auf eigene Füße zu stellen darf aber nicht heißen: jeder für sich: Oft wird das Selbermachen zu kurz gedacht. Dann heißt es: Jeder für sich und nichts gemeinsam. Nein, wir müssen deutlich so handeln, dass die Zivilgesellschaft ein primärer Ort der Solidarität wird und nicht nur der erzwungenen Solidarität. Manchmal mache ich in Deutschland und teilweise in Europa den Unterschied so aus: Es gibt sehr viel gesetzlich erzwungene Solidarität, was durchaus positiv ist, aber dafür weniger freie Solidarität.

Der horizontale Beziehungsaufbau ist chancenreich: Man muss tatsächlich als ersten Schritt horizontal die Netzwerke knüpfen oder zusammenführen. Es gibt oft punktuell Gruppen, die aber nebeneinander laufen.

Spiritualität und Nächstenliebe sind ganz eng miteinander verknüpft. Das christliche Menschenbild schreibt dem Menschen von Natur die Fähigkeit zur Freiheit zu und macht ihn damit auch verantwortlich, für alles, was er tut – und was er nicht tut. Im Handeln ist Freiheit damit etwas ganz anderes als Beliebigkeit. Also haben wir die persönliche Verantwortung für sich selbst und die gesellschaftliche Mitverantwortung für andere, das ist für mich der Kern des Christentums. Und das ist Wesensmerkmal des Menschen, jedes Menschen wohlgerneht. Wer verantwortlich lebt, der belebt auch seine Seele. Der geistige Auftrag, die Katholiken sprechen von Caritas, die Evangelischen von Diakonie, ist verwirklichte Spiritualität. Das ist handelnde Solidarität.

Karitatives Handeln ist nicht politische Beteiligung. Es gibt verschiedene Arten des Engagements. Nach wie vor ist sehr viel von karitativen Dienstleistungen die Rede. Der Schritt zu einer politischen Beteiligungsebene ist ein Schritt, der aus meiner Sicht vielen noch schwer fällt, wobei man auch unterscheiden muss zwischen den Hauptamtlichen und den Freiwilligen, den "einfachen Mitgliedern". Da sind oft Unterschiede und verschiedene Ebenen. Und ganz zu schweigen von der amtlichen Seite.

Katholische Soziallehre unterstützt die Position des Miteinanders: Die Soziallehre der katholischen Kirche sagt, dass die politische Gesellschaft der Zivilgesellschaft zu dienen hat, aber auch, dass die politische Gesellschaft aus der Zivilgesellschaft kommt. Es ist durchaus das gute Recht der Zivilgesellschaft, sich zu organisieren, und auch von der politischen Gesellschaft, wenn es sein muss, zu verlangen, dass bestimmte Dinge geregelt werden. Ob diese Regelung rein "staatlich" ist oder irgendwie partnerschaftlich, das hängt vom Einzelfall ab.

Weder Kirche noch Zivilgesellschaft ist automatisch partnertauglich: Beide müssen partnertauglich werden. Kirche muss selber ausreichend lokal vernetzt sein, um als zivilgesellschaftlicher Akteur aufzutreten zu können. Wir haben Bemühungen aus den Wohlfahrtsverbänden, sich umzustellen und ambulant, statt stationär zu reagieren, aber die Verbindungen zu den Kirchengemeinden sind in vielen Fällen abgerissen.

Flüchtlinge verändern Kirche. Die Flüchtlingssituation ist etwas, was den Gemeinden Impulse gegeben hat, weil viele Menschen von sich aus reagiert haben.

2.10. Loring Sittler⁷⁰

Der Nutzen, den Kirche stiftet, kann auch spiritueller Natur sein: Ich bin überzeugt, dass die Kirche in der modernen Welt ihren Mitgliedern sehr viel mehr als bisher verdeutlichen muss, welchen konkreten Nutzen sie für das tägliche Leben stiftet. Es ist ein Riesensprung, vom Glauben an den allwissenden Gott, hinzukommen zu "Wie gestalte ich mein Leben in und mit der Gemeinde". Ich glaube schon, dass der Bedarf der Menschen an Gemeinschaft - auch an spirituellen Veranstaltungen - zurzeit wächst. Diese „Nachfrage“ wird nirgendwo angemessen befriedigt.

Engagement für den Nächsten hat eine spirituelle und eine soziale Dimension: Es ist ein großer Fehler, dass Christen ihr soziales Engagement nur rein karitativ begründen. Mit dieser Untertreibung verstecken sie die überzeitliche, spirituelle Dimension - wir haben auch eine Verantwortung vor Gott. Und die Verantwortung hat eine gesellschaftliche Dimension, weil wir alle Gemeinwohlproduzenten sein sollten in der Art, wie wir leben. Und damit komme ich mit anderen Engagierten auf Augenhöhe, statt, wie ein einsamer Säulenheiliger, selbstlos nur mein eigenes Ding zu machen. Zu unserem Selbst, zu unserer Selbstverwirklichung gehört eben auch die Gemeinschaft, in der wir leben und die wir verantwortlich mitgestalten. So wird die Demokratie mit Leben erfüllt und Zusammenhalt gestiftet, der nicht staatlich verordnet werden kann.

Wer sich als Christ nicht zu erkennen gibt, bleibt in der Defensive: Es gibt bei Christen eine Art „Sprachbehinderung“, wenn es darum geht, sich als Christ zu erkennen zu geben. Ich weiß nicht, warum das so ist. Es gibt nicht den geringsten Grund dafür. Und solange es aber so ist, kann man sich schwer öffentlich zusammentun, weil man stets aus einer defensiven Position heraus argumentiert.

Förderung bürgerschaftlichen Engagements sollte kommunale Pflichtaufgabe sein, Beispiel Arnberg: Hans-Josef Vogel, Bürgermeister von Arnberg in Westfalen, sagt: die Förderung des bürgerschaftlichen Engagements ist kommunale Daseinsvorsorge und somit eine Pflichtaufgabe. Deswegen weigert er sich, diese normalerweise „freiwillige“ Aufgabe aus seinem kommunalpolitischen Programm zu streichen, obwohl die Kommune unter Zwangsverwaltung steht. Und keiner wagt ihm zu widersprechen, auch der Regierungspräsident nicht. Das ist der Mut eines aufrechten Christen.

Bei der Kirche sehe ich nicht wirklich eine Voran-Bewegung, aber ich kenne den Bereich nicht gut genug, weil ich selber an keiner Gemeinde vor Ort teilnehmen kann, sondern nur Projekte sehe, die möglicherweise eine selektive Wahrnehmung nach sich ziehen. Ich glaube, dass viel mehr Bewegung möglich ist, wenn sie von oben auch ermutigt wird, wenn von oben Anreize gesetzt werden, in eine bestimmte Richtung zu gehen. Aber daran hapert es vollkommen.

Kirchengemeinde soll Bürgerstiftung gründen: Was spricht dagegen, dass z.B. eine kirchliche Gemeinde in eigener Verantwortung eine Bürgerstiftung einrichtet, die es alten Leuten ermöglicht, gemeinschaftlich zu wohnen, in Einrichtungen zu leben, die möglicherweise der einzelnen Kirche gehören (z.B. durch Vererbung), wo sie auch Mieten einnehmen kann,

⁷⁰ Lorenz Sittlers folgenreichste Funktion war die des Verantwortlichen für Zukunftsfonds der ABM Generali Holding AG mit deren Gründung 2008 bis zu seiner Pensionierung 2017. Sittler war in diesen Jahren mit der Verbindung von Fördermöglichkeit und persönlichem Engagement einer der wichtigsten Treiber im Themenfeld „Alter und Engagement“ in der Republik. Heute arbeitet er freischaffend.

aber wo ein spiritueller Rahmen da ist, den die Leute mit Leben füllen? Man muss ja nicht getauft sein, um da rein zu kommen. Die Öffnung auch für Nichtkirchenmitglieder würde für beide Seiten nur Gewinn bringen. So könnte die persönliche Nächstenliebe eine ganz neue und wirksame Form annehmen, ergänzend zu den konfessionellen, professionellen Hilfswerken.

Paradigmenwechsel zum Ermöglichungsstaat: Der Bochumer Soziologe Rolf Heinze sagt: „Es steht ein Paradigmenwechsel an“. Wir kommen weg vom vorsorgenden Wohlfahrtsobrigkeitsstaat hin zu einem neuen Konglomerat an Gemeinwohlproduzenten, wo der Staat nicht die Funktion hat, alles zu bestimmen und dann auch selbst zu besorgen, sondern wo er Ermöglichungsstrukturen schafft, in denen die Gesellschaft sich selbst organisiert. Und das ist m.E. vollkommen zukunftsfähig, denn wir kommen weg von diesen wirklichkeitsuntauglichen "One for all" Lösungen hin zu mehr Selbsthilfe.

Das Prinzip der Subsidiarität, übrigens Bestandteil der christlichen Soziallehre, muss neu gelebt werden. Der Staat darf nur dort helfen, wo sich die Einzelnen nicht selbst gemeinschaftlich helfen können, also bei existenziellen Risiken wie Krankheit, Arbeitslosigkeit oder Gewalt. Wenn Bürger vor Ort ihr Leben selbst und gemeinschaftlich in die Hand nehmen, da entsteht etwas, das die Bezeichnung „Gemeinde“ oder „Kommune“ verdient. Das kann und wird sehr unterschiedliche Formen annehmen; wenn Christen dabei sind, möglichst christlich geprägte Formen.

Bürgerhandeln zwingt den Staat, sich auf seine eigentlichen Aufgaben zu konzentrieren: Staatliche Stellen können sich um die Flüchtlinge nicht ausreichend aus eigener Kraft kümmern, das hat die Flüchtlingskrise des Jahres 2015 deutlich genug demonstriert. Auch andernorts ist der Staat oft überfordert: Er kriegt seine Bauten nicht richtig oder rechtzeitig oder zum vorgesehenen Preis fertig. Er vernachlässigt die Infrastruktur; das öffentliche Bildungssystem ist extrem schwach: Hohe Abbruchquote sowohl bei den allgemeinbildenden Schulen, bei der Ausbildung und beim Studium sind Belege dafür. Die Liste ließe sich unendlich erweitern. Wir müssen die bisherige Haltung ändern. Es geht um die Klärung von Zuständigkeit und Verantwortung und die Abkehr von dem obrigkeitsstattlich-orientierten Glaubenssatz: Der Staat soll alles lösen.

Die Anfänge sind überall schon da - Nachbarschaftsinitiativen (Beispiel Moabit): Nur ein ganz kleines von vielen tausend Beispielen: Es gibt dort, wo ich wohne, eine Nachbarschaftsinitiative, Stefanskiez, ein Nachbar hier im Hof initiiert das alles. Es bildet sich ein Nachbarschaftskiez, mit einem Beratungslokal direkt hinter dem großen Einkaufszentrum, wo die Leute hingehen können. Sie können sich Rechtsberatung holen, Kinderspielplatzbeaufsichtigung organisieren usw. Die Anfänge sind überall in Deutschland schon da.

Weiterer Ausbau der Nachbarschaftsnetze (quantitativ und qualitativ) ist unabdingbar: Die Nachbarschaftsnetze werden sich noch wesentlich erweitern müssen, wenn sie den Herausforderungen, die auf uns zu kommen, gerecht werden wollen. Pflege und Begleitung im Alter, ein mit dem demografischen Wandel rasch wachsendes Riesenthema, denn wir haben weder genug professionelles Potenzial noch genügend Geld für stationäre Altenheime. Es will auch keiner hin. Also müssen wir alle möglichen Gemeinwohlproduzenten zusammenbringen und herausarbeiten: Wie können wir das selber gestalten und auf welche staatliche oder soziale oder wirtschaftliche Hilfe sind wir dabei angewiesen? Es geht nicht um einen Rückzug des Staates, sondern um einen Haltungswchsel.

Kirchensteuer hilfreich, aber Alternativen diskutieren: Die Kirchensteuer halte ich für hilfreich. Wenn wir sie nicht hätten, müsste man sie erfinden. Man könnte darüber nachdenken, ob z.B. eine abgegrenzte (Teil-)Steuerpflicht mit einer vom Steuerzahler anzugebenden Zweckverwendung in seiner Gemeinde als Leistungsanreiz für die Empfänger gut wäre. Wäre ich bereit zu diskutieren in aller Offenheit, aber ich bin sehr skeptisch. Das Problem ist: Wie schaffen wir die Transparenz über das, was die Einzelnen mit dem Steuergeld machen, und wie kann der einzelne Steuerzahler darauf hin sein Urteil bilden. Hochkomplex. Dafür haben die Leute auch zu wenig Zeit und zu wenig Lust.

Gläubige können in Gruppen mehr erreichen (ein Beispiel: Öcher Frönnde“): Ich bin fest davon überzeugt, dass ein Einzelner in der Gruppe viel mehr bewirken kann als wenn er ohne Gruppe ist. Dies gilt für Glaubensgemeinschaften in verstärktem Maße. In Aachen gibt es ein Nachbarschaftsnetzwerk. (Öcher Frönnde“). Die Frau, die das macht (Monika Lang) ist Mitte 60, sie redet nicht in besonders christlichen Worten, ist aber selber grund-katholisch. Ihre Worte „Engagement muss halt aus dem Herzen kommen.“ Und das vermittelt sie den anderen auch auf eine Art und Weise, die weder kirchlich noch religiös ist, aber auf eine unglaublich authentische Art. Und mit diesem Feuer zündet sie andere an und bringt die PS der Nächstenliebe auf die Straße. Diese Multiplikatorenfähigkeiten haben Christen, wenn sie an ihrem Glauben festhalten und ihn ernsthaft realisieren. „Ihr seid das Salz der Erde!“ - das ist ja keine Erfindung von mir.

Christen sind per se gemeinschaftsbezogen: Gerade wir Christen sind wegen unseres Menschenbildes besonders gemeinschaftsbezogen und -gebunden und daher verpflichtet, Teilhabeformen anzubieten, die in vielfacher Weise ein entsprechendes Leben ermöglichen.

Kirchen sollten sich stärker um ambulante Sterbebegleitung kümmern: Prälat Wolfgang Picken (Stiftung Rheinviertel, Bonn) zum Beispiel sagt: Wesentlicher Teil der Caritas ist auch die Sterbebegleitung. Und die Sterbebegleitung ist (trotz erheblicher Fortschritte durch viele Hospize!) insgesamt katastrophal in Deutschland, insbesondere was die Teilhabechancen der Hochaltrigen betrifft. Das ist eine urchristliche Aufgabe, denn sie kann nicht ohne Glaubenselemente auskommen.

Und auch um Bildung, insbesondere der Schwachen: Die Aufgabe der Kindererziehung, der Begleitung während der Bildung, ist ebenfalls eine urchristliche Aufgabe. Lauter Sachen, wo die Kirche die erste wäre, die gefordert ist. Das wird aber alles dem Sozialstaat zugeschoben, vollkommen widersinnig!

Bei der Zivilgesellschaft gibt es eine unglaubliche Breitenwirkung, mehr als 20.000 Stiftungen, 300 davon sind zertifizierte Bürgerstiftungen.

Jede Menge segmentierte Tätigkeit: Leider haben wir auch in der Zivilgesellschaft – wie in allen anderen Bereichen der Gesellschaft - das typische Phänomen: jeder ist sich selbst der Nächste. Die Bürgerstiftung kümmert sich um ihren Ruf, um ihre Projekte; und die Freiwilligenagentur um ihre; und die Kirche um ihre. Da findet viel zu wenig gemeinsamer Gedankenaustausch, gemeinsame Synergiesteuerung, gemeinsame Zielsteuerung oder gar gemeinsame Strategieentwicklung statt. Es fehlt auch an Wissensmanagement: Was tut die Gemeinde A, was wir nachmachen könnten, was tut die Freiwilligenagentur B, was wir auch übernehmen könnten. Es fehlt an Transparenz und an Bereitschaft übrigens, zum Nachbau des Bewährten. Lieber das Rad nochmals erfinden und das Erstgeburtsrecht für den eigenen Ruhm reklamieren – und das alles in meist prekär finanzierten Rahmenbedingungen.

Ratschlag auch an Kirchengemeinden: Positionen des Projekteentwicklers und des Ehrenamtsverantwortlichen schaffen: Warum gibt es nicht in jedem Gemeindevorstand einen Projektentwickler? Für Finanzen ist einer da, für das Protokoll auch, und einer führt den Vorsitz. Und wer entwickelt weiter? Das ist übrigens auch bei allen Vereinen so. Auch bei Sportvereinen, die sagen, wir haben nicht genügend Vorstände. Wer kümmert sich denn darum, außer dem Vorsitzenden, der versucht, seine persönlichen Freunde mit Beschlag zu belegen? Man müsste in jedem Fall einen Ehrenamtskoordinator haben, der zusätzlich auch Akquise betreiben muss. Das wäre schon ein irrer Gewinn, und der wäre evtl. derjenige, der Projektentwicklung machen kann, wenn er genügend Zeit hat oder personelle Ressourcen bekommt, um die Aufgabe richtig zu erfüllen.

Einsteigen, loslegen, Erfolg spüren: Erschöpfen wir uns aber nicht in der komplexen politischen Partizipation, so wichtig die ist. Viel leichter ist es, sich niedrigschwellig in der eigenen Umgebung zu engagieren und dort etwas zu bewegen. Das bringt auch Erfolgserlebnisse und das Gefühl der Selbstwirksamkeit, das vielen Menschen abhandengekommen ist. Damit vermindert sich auch die Distanz zum Staat, das Geschimpfe über den Staat. Wer ist denn der Staat? Wir sind der Staat!

Die Menschen sind helfensbedürftig, Kirche sollte dieses Potenzial nutzen: Menschen wollen helfen, und sie befriedigen dieses Bedürfnis im normalen Alltagstrott nicht ausreichend. Da könnte die Kirche jede Menge Potenzial gewinnen: Sie müsste eine ganze Palette unterschiedlicher Hilfsangebote bereitstellen und könnte damit Leute anziehen, die ohne diese Angebote nicht kommen würden. Da kann eine Revitalisierung im Sinne des Urchristentums erfolgen, eine neue Gemeinschaftsbildung über gegenseitige Hilfe und Mitverantwortung, nach dem Motto: „Wir halten im Glauben zusammen und helfen uns selbst gegenseitig.“ Da ist, auch aufgrund des demografischen Wandels, ein gesellschaftlicher und individueller Riesenbedarf.

„Abenteuer Menschlichkeit“- das wäre es: Die Formen, in denen mitmenschliches Engagement bisher gemacht wird, bieten alles andere als Abenteuer. Dass ein Rotaryklub Altenheimbesuche macht, einmal im Monat, das ist kein Abenteuer. Da muss man neue Formate erfinden, wo die Leute selber individuell herausgefordert sind, den Leuten zu begegnen und diese Begegnungen auch zu gestalten. Das ist etwas anderes, das erfordert erheblich mehr geistigen Aufwand. Dazu müssten sich die Pfarrer mit den zivilgesellschaftlichen Organisationen enger vernetzen und mit denen gemeinsam systematische Beziehungen aufbauen, etwas anbieten, das jeder alleine nicht eingehen kann.

Staat kann Engagement bezahlen, Beispiel Riedlingen: Das aus meiner Sicht mustergültige Beispiel ist die Seniorengenossenschaft Riedlingen. Dort subventioniert das Sozialamt freiwillig organisierte Besuchsdienste für Ältere, weil die selber weder das Personal haben noch kommerzielle Anbieter angemessen bezahlen könnten. Sie können aber der Genossenschaft ein „kleines“ Geld geben und sagen, kümmert euch um den und den, wir wissen genau, dass da kein anderer da ist, und dabei könnt ihr pro Stunde zum Mindestlohn entsprechend entlohnt werden. So entsteht im Rahmen einer Seniorengenossenschaft so etwas wie „organisierte Solidarität“, die von einem Verein als Gemeinwohl-Dienstleistung hergestellt wird.

Im Notfall Engagement mit Bezahlung koppeln: Die innere Motivation der meisten Freiwilligen trägt ihr Engagement über Jahrzehnte. Warum sollten die aufhören, wenn sie merken, dass sie selber überfordert sind von den Aufgaben, und zusätzlich Leute gewinnen können, die ohne finanziellen Anreiz nicht kommen würden? Wenn die schon heute

zunehmende Altersarmut bei Frauen sich in absehbarer Weise weiter verstärkt, müssen wir ein hohes Interesse daran haben, dass gerade diese für ihr freiwilliges Engagement kleine Beträge bekommen, auch als Anerkennung. Da kann man mir erzählen was will, die Grenze für Einnahmen aus ehrenamtlicher Tätigkeit, die sog. „Trainerpauschale“ liegt z. Zt. bei 2.400 € pro Jahr. Das ist sehr wenig Geld; aber für eine alte Dame, die wenig Rente hat, ist das ein Riesensprung für ein besseres Leben im Alter.

Zuverlässigkeit entlohnen, wenn notwendig: Grundsätzlich glaube ich: Wer Engagementaufgaben hat, die regelmäßig zuverlässig zu erfüllen sind, der sollte dafür entlohnt werden, wenn dies aufgrund seiner materiellen Situation geboten ist. Das hat nichts mit einem grauen Arbeitsmarkt zu tun – wir haben inzwischen bei Beschäftigungsrekorden flächendeckend Fachkräftemangel und der wird sich weiter verschärfen.

Wer weniger verdient, ist weniger engagiert. Das muss man ändern. Personen mit geringerem Einkommen sind auch geringer engagiert. Das ist der bisherige Teufelskreis. Wenn man diesen Zirkel aufschweißen will, muss man Anreize schaffen, und das kann nur in Geld bestehen, weil das diejenigen, die wenig Geld haben, am meisten motiviert.

Monetarisierung nicht verteufeln: Auch die nicht erwerbstätige Ehefrau, auch wenn sie gut gelagert ist, freut sich vielleicht, wenn sie für ihre Tätigkeit etwas bekommt, weil sie dann eigenes Geld hat. Die Verteufelung der angeblichen „Monetarisierung“ ist ein ideologisches Relikt aus dem 19. Jahrhundert.

Gute Argumente sprechen für Zeitgutschriften: Die einkommensschwächste Gruppe, insbesondere Frauen, kann dem Nachlassen der Leistungsfähigkeit des gesetzlichen Rentensystems nichts entgegensetzen. Sie verdienen nicht das nötige Geld, um eine zusätzliche private Vorsorge aufzubauen. Deshalb kann ihnen keiner helfen, solange es nur die drei Säulen der Altersvorsorge gibt (gesetzlich, betrieblich, privat). Zeit haben sie aber. Und wenn sie ihr Engagement später in Dienstleistungen umwandeln können ohne Geld zu bewegen, dann ist Zeitgutschrift für Engagement eine neue vierte Säule der Altersvorsorge. Deswegen sollten die Gründung und Aufrechterhaltung der mit Zeitgutschriften operierenden Nachbarschaftshilfen staatlich unterstützt oder zumindest öffentlich garantiert werden, weil man damit verhindern kann, dass die Betroffenen in die Grundsicherung abrutschen. Stattdessen tun sie Gutes für Andere und am Ende für sich selbst.

Immaterielle Belohnung sicherstellen: Bei denjenigen, die Entgelt in Form von Geld oder geldwerten Leistungen nicht brauchen, muss man umso mehr darauf achten, dass sie andere Formen der Anerkennung wie Feedback, Supervision, Weiterbildung erhalten. Daran hapert es, hinten und vorne! Bei allen, auch bei den kirchlichen Einrichtungen. Und mit der verbreiteten „Ehrenamtskarte“, für die man ein paar lumpige Vergünstigungen in öffentlichen Einrichtungen, aber nicht im Nahverkehr bekommt, ist es bei weitem nicht getan.

Kinderverwahrlosung nicht nur ein Unterschichtphänomen Ich habe neulich mit Uschi Glas gesprochen, die macht eine Initiative "Brot und Zeit". Sie hat gemerkt, dass viele Kinder in der Grundschule ohne Frühstück in die Schule kommen. Sie sagt, es sind nicht nur die prekären Verhältnisse, sondern auch Doppelverdiener, die einfach keine Zeit haben. Ich glaube, dass auch in gutbürgerlichen Verhältnissen der Grad der Verwahrlosung kleiner Kinder oder Jugendlicher hoch ist. Mit dem Projekt wird inzwischen an vielen Standorten unter Einsatz älterer Menschen ein ordentliches Frühstück in der Schule ermöglicht. Alles mit Spenden.

Wahl-Großeltern an die Front Das vorhandene Betreuungsvakuum in der Erziehung könnte man z.B. über Großelterndienste ein mit Lebenserfahrungstransport füllen. Die Investition, die man (Kommune, Kirche o.a.) machen muss, um einen Großelterndienst einzurichten, der entsprechende Personen auf Nachfrage vermittelt, wäre wahrscheinlich ein hauptamtlicher Ehrenamtskoordinator. Mehr nicht, aber auch weniger nicht. Der Nutzen, den man stiftet, ist ein Vielfaches von dem Wert, volkswirtschaftlich gesehen.

Auch Initiativen gegen Bildungsabbruch rechnen sich: Gleiches gilt für Initiativen gegen den Abbruch von Bildungs- und Ausbildungsgängen. Auch da bewegt sich schon viel, zum Beispiel beim vom BMBF finanzierten Projekt der Senior-Experten VERA zur Verhinderung von Ausbildungsabbrüchen: Mehr als 2.000 Senioren kümmern sich als Paten erfolgreich um mehr Kontinuität und Leistungsfähigkeit bis hinein in die Jobvermittlung.

Kirche als Akteurin transsektoraler Gemeinwohlerzeugung gefordert: In jeder Stadt, an jedem Ort, sollte eine transsektorale Gruppe (Politik, Verwaltung, Wirtschaft und Zivilgesellschaft) von Gemeinwohl-erzeugenden Treibern entstehen, die gemeinsam erörtern, was können wir alle zusammen dazu beitragen können, dass wir morgen besser leben als heute? Und dazu ist die Kirche natürlich mit am Tisch, sie müsste vielleicht sogar selbst die Initiative zu einem runden Tisch ergreifen – und ihre Sozialeinrichtungen natürlich mit einbringen. Eine solche „Engagementstrategie“ muss aber am Ende vom Gemeinderat/Stadtrat verabschiedet werden, sonst fehlt die demokratische Legitimation.

Es liegt auch im kircheneigenen Interesse, aktiv im Quartier zu sein: Wenn die Kirchengemeinde in ihrem Quartier eine führende Rolle einnimmt und Treiber wird, wird sie auf diese Weise mehr Anhänger gewinnen. Das Beispiel Bad Godesberg zeigt: Pfarrer Picken hat seine Kirche bei jedem Gottesdienst brechend voll. Er veranstaltet Sommerfeste mit bis zu 30.000 € Reingewinn für die Stiftung und das Geld kommt nicht nur von Katholiken. Wer seine Botschaft glaubwürdig umsetzt, hat auch Zuhörer. Nur mit Gottesdiensten als Pflichtaufgabe ist es eben heutzutage nicht getan, das alleine ist nicht fruchtbar. Das ist auch nicht das Salz der Erde!

2.11. Dr. Rupert Graf Strachwitz⁷¹

Auf den Stifter kommt es an: Da wird es natürlich schwierig, weil man sich daran orientieren muss: was hat der Stifter gesagt. Es gilt der Stifterwille, d.h. die Kirche kann nicht raus aus dem, was da gesagt worden ist, und damit sind wir bei einer zusätzlichen und gewaltigen Schwierigkeit, dass wir immer weniger wissen, was er eigentlich gesagt hat. Durch die Forschung wird es immer unklarer, was Jesus wirklich gesagt hat.

Kirche als Tugendrichter? Da fehlt die Akzeptanz: Die Kirche ist heute in der modernen Gesellschaft, auch in der modernen Zivilgesellschaft, nicht legitimiert, Tugend als gesellschaftliche Komponente zu normieren und dann darüber zu wachen. Da spielt ja Akzeptanz eine Rolle, das würde so nicht akzeptiert.

⁷¹ Der Politikwissenschaftler Rupert Graf Strachwitz ist seit 1987 als Experte für Philanthropie und Zivilgesellschaft tätig, zunächst vor allem als Berater und Dienstleister. Mit der Gründung des Maecenata Instituts im Jahr 1997, dessen Direktor er bis heute ist, haben sich seine Schwerpunkte zur Forschung über Zivilgesellschaft und bürgerschaftliches Engagement verschoben

Die Verbindung zur Institution und die Glaubensfrage sind zwei unterschiedliche Dinge:

Die Bindung zur Institution hat nicht notwendigerweise was mit Religiosität zu tun. Sie setzt sich aus vielen Komponenten zusammen und die führt zu dem Engagement. Die ist auch möglicherweise ziemlich stabil. Das ist ein großer Fehler, den die Kirchen machen, der aber auch sonst gemacht wird: dass man Religiosität und Kirche aufeinanderstellt. Das sind zwei ganz verschiedene Themen.

In der pluralen Gesellschaft wirbt man nicht militant: Kirche muss sich heute, jedenfalls in Deutschland, in Europa, einfügen in eine plurale Gesellschaft. Wenn sie für Mitgliedschaft militant werben würde, würde sie relativ stark anecken. Auf der anderen Seite gibt es sicher viele Kirchenmenschen, die sich vor klaren Aussagen dazu in der Tat drücken. Das ist nicht nur in der evangelischen Kirche so, das ist auch in der katholischen Kirche so.

Caritas und Diakonie sind keine berufenen Reflektierer: Bei Caritas und Diakonie ist das ganz sicher vorhanden, 1. weil es da ein paar sehr kluge, nachdenkliche Leute gibt; 2. weil denen das Problem schon auf den Nägeln brennt. Sie sind beide riesige Organisationen mit sehr vielen Mitarbeitern; sie sind Dienstleister und stehen im Wettbewerb zu Wirtschaftsunternehmen, ganz massiv im Krankenhausbereich, aber auch sonst. Sie gehen auf die Nöte von Menschen sehr praktisch ein. Die haben auf der anderen Seite ständig Druck von ihren Kirchen, ob sie die kirchlichen Formalia hinreichend befolgen.

Drei-Arenen-Modell erklärt kollektives Handeln in verschiedenen Logiken: Diese Einteilung in Zivilgesellschaft und Staat ist kein alles erklärendes System darstellt, sondern es ist ein Modell, an Hand dessen man bestimmte gesellschaftliche Zusammenhänge ganz gut erklären kann. Wir stellen ja immer gerne den Menschen in den Mittelpunkt und sagen, dass er hinaus geht in drei Kollektiv-Arenen und verwirklicht sich dort in verschiedener Weise.

Zivilgesellschaft zeichnet sich nicht durch besondere Zivilität aus: Ich kann mit dieser Handlungsdefinition Zivilität für Zivilgesellschaft im Grunde nichts anfangen. Ich halte sie nicht für richtig. Sie ist auch nicht mehrheitsfähig; sie ist eine relativ eindeutig deutsche Minderheitsmeinung. In internationalen Diskursen - da bin ich ausnahmsweise mal mit der Mehrheit einverstanden - ist es eben eine Bereichslogik, denn es gibt sehr wohl auch eine dunkle Seite: Ku-Klux-Klan, Pegida gehört auch dazu. Natürlich können wir sagen, was ist normativ eine gute Zivilgesellschaft. Aber das ist die nächste Stufe, das ist nicht eine definitorische Erklärung von Zivilgesellschaft als solcher.

Kirche ist auf dem Weg zur Zivilgesellschaft, aber noch nicht sehr weit Ich würde sagen, die Kirche ist auf dem Weg, sich von einem Teil des staatlichen Ordnungskonzepts zu einem Teil von Zivilgesellschaft zu bewegen. Aber der Weg ist für die Kirche sehr lang, und so sehr weit ist sie da auch noch nicht vorangekommen, zumal dies dann auch die Aufgabe von lieben Vorrechten bedeuten würde. Ja, und auch die Aufgabe von gefühlten Traditionen. Wenn und solange wir in dem Modell bleiben und auch Definitionen daran hängen, dann ist Kirche ganz sicher nicht Teil der hoheitlichen Gewalt, Teil der Wirtschaft natürlich auch nicht, also wo soll sie dann sonst noch sein als in der Zivilgesellschaft

Kirchensteuer ist Staatsbindung: Kirchensteuer ist eine von vielen Bindungen an den Staat, aber eben eine ganz besonders starke. Diese Bindungen an den Staat sind, insbesondere in der evangelischen Kirche, durchaus ein theologisches Konzept, und das aufzugeben ist ganz sicher eine relativ schwierige Übung, von den finanziellen Folgen mal ganz abgesehen.

Sozialsteuer ist erwägenswert: An sich ist dieses Sozialsteuer- System, das in Italien mal erfunden worden ist, und das dann in einigen mittel-osteuropäischen Ländern auch umgesetzt worden ist, mit den Prozenten, eine Art vom Steuerzahler bestimmten Zweckverwendung und die dann Kirche sein kann oder auch was anderes, ist ganz vorteilhaft, dafür spricht auch einiges. Auf der anderen Seite ist es eine Zwangsabgabe, die zivilgesellschaftlichem Wissen quer liegt.

Es fehlt die theoretische, theologische Reflexion. Zu Ehrenamt gibt es ein bisschen was, aber die ist von großer Ängstlichkeit getragen. Die hauptamtlichen Funktionäre, die dem kirchlichen Direktionsrecht unterliegen, haben Angst um ihre Arbeitsplätze.

Akademien wären gefordert, sind aber nicht gerüstet: In den Jahren, wo das durchaus auch wichtig war, haben die Akademien, die mit viel Geld von den Kirchen unterhalten werden, sehr intensiv über staatliches Handeln nachgedacht, auch über Politik ganz konkret. Das berühmte Beispiel Ostpolitik ist zum ersten Mal von Egon Bahr in Tutzing vorgestellt worden, 1970. Jetzt könnte man sagen, die Akademien könnten mal umschwenken, sich speziell mit diesen neuen Problemen und der neuen Aufgabenverteilung beschäftigen, an einer Theorie von Zivilgesellschaft arbeiten...Da gibt es ganze Listen von Sachen. Dafür sind nur leider die Studienleiter, die dort agieren, in der Regel nicht gerüstet. Davon verstehen die auch nichts. Wenn die Ehrenamtliche hören, denken die an die Diakonissen.

Reflexionsräume in den Kirchen tun der Zivilgesellschaft gut: In den Kirchen an sich gibt es sehr gediegene Reflexionsräume. Ich glaube, die tun der Zivilgesellschaft sicher gut. Man könnte sich vorstellen, dass sich die Akademien beispielsweise mit zivilgesellschaftlichen Fragestellungen auseinandersetzen, das tun sie bisher ganz wenig. Die Zivilgesellschaft ist reflexionsarm, ist überwiegend sehr praktisch unterwegs. Man ist in Teilen in einem gewissen Prekariat unterwegs, so dass man sich ständig anstrengen muss, sich am Leben zu erhalten. Da könnten die Kirchen eine Menge tun, das müssten sie aber wollen. Wenn heute über Ehrenamt nachgedacht wird, dann zumeist unter dem Gesichtspunkt "Wie kriegen wir unsere Gemeindedienste billig?".

2.12. Prof. Dr. Christoph Zarnow⁷²

Nichtpräsenz Kirche: Im Gespräch bleiben: Ich hätte es mir damals nicht vorgestellt, wie bedeutsam dieser Punkt ist, dass Kirche in der Fläche einmal eine so eine untergeordnete Rolle spielt, wie das in Sachsen-Anhalt der Fall ist. Was wir hier mit dieser Landeskirche hinkriegen müssen, ist zu gucken, wie man auf dem flachen Land bis hin zu einer Großstadt wie Berlin Kirche für die Zukunft organisiert. Das finde ich eine total spannende Aufgabe überhaupt. Wie man ein Teil dessen bleibt, für das man auch da sein will. Es geht nicht nur um die Frage, wird regelmäßig Gottesdienst angeboten - das wird es ja - sondern wie kann ich überhaupt in ein vernünftiges Gespräch mit einer Stadtbevölkerung in Berlin, aber auch in der Landbevölkerung, kommen.

„Sich öffnen wollen“ ist eine Chiffre für mitunter ganz unterschiedliche Anliegen. Damit kann gemeint sein: Wir öffnen unseren Innenraum für die draußen; oder: wir vernetzen uns mit Anderen. Man kann Selbstwahrnehmungsstrategien und Ausbreitungsstrategien von

⁷² Dr. Christoph Zarnow ist Professor für systematische Theologie an der Evangelischen Hochschule Berlin und Mitbegründer des Theologischen Labors Berlin

Religionsgemeinschaften mit der Religionsethnologin Irene Becci auch danach unterscheiden, dass es placekeeper und placemaker gibt. Erstere sind die großen established churches, die haben ihre Räume, Kirchenräume, Gemeinderäume, häufig auch Baugrundstücke, die verwalten, bewahren und verteidigen sie. Dann gibt es noch andere religiöse Bewegungen, die placemaker, die haben keinen eigenen Platz, müssen sich immer wieder einen schaffen - etwa Migrationsgemeinden, die Einzug nehmen bei anderen Gemeinden -, aber auch Freikirchen, die in die Kinos gehen oder so. Dann gibt es die ganz kleinen, die kann man einer Strategie des place seeking zuordnen. Ein Beispiel dafür wären Anbieter aus der esoterischen Szene, die sich für ihre Sitzungen jedes Mal neu bei irgendeinem Heilpraktiker im Vorzimmer einmieten müssen. Das sind alles ganz verschiedene Weisen, wie man in der Stadt als religiöser Player unterwegs sein kann, ob man sagt, ich inszeniere im öffentlichen Raum den St. Martins Zug, oder ich mache das Einladungsfrühstück für Neuzugezogene. Einige nennen sich z.B. Kirchengemeinde Lichterfelde und nehmen schon im Namen Bezug auf den Stadtteil; andere nennen sich Zum Guten Hirten; man findet unglaublich viel auf der symbolischen und administrativen Ebene, wie Religion Raum greift.

Aber: Was ist religiös? Das ist immer eine Frage der Forschungsmatrix. Wenn ich ethnologisch arbeite, orientiere ich mich daran, was die Beteiligten selbst als religiös bezeichnen. Man kann natürlich auch philosophisch-abstrakt über den Religionsbegriff nachdenken, aber wenn ich ethnologisch arbeite, dann frage ich, wie mir der Begriff im Feld begegnet.

Vom Macher- zum Mitmachparadigma: Es gibt tatsächlich keinen Masterplan. Wenn ich ihn hätte, hätte ich ihn schon längst veröffentlicht, denn an bestimmten Stellen ist es sehr sinnvoll, in diesem Flächenparadigma zu denken. Andernorts erscheint es sinnvoller, das kirchliche Leben gleichsam quer zu Flächen zu profilieren. Die Kirche in der Stadt muss vom Macher zum Mitmacher werden und sich vernetzen, d.h. auch: sich als Teil eines größeren Ganzen begreifen.

Mitmachen ist für Kirchenleute gar nicht einfach Mitmachen ist übrigens superschwer. Ich habe das in meiner Zeit als Pfarrer selbst probiert, bei Kiezinitiativen mitzuarbeiten. Sobald man als Pfarrer reingeht und die Leute wissen, dass man Pfarrer ist, kriegt man automatisch die Leitungsrolle zugeschustert, sowohl von den Akteuren als auch von der Gemeinde. Da merkt man, wie schwierig es ist, wenn man partizipieren will in einem Verein, der ganz schnell sich selbst als Anwalt fürs Soziale sieht. Das sieht man auch bei den großen Bürgerplattformen, da sind die Kirchengemeinden eher unterrepräsentiert.

Der Staat, das ist nicht der Gegner: Die Furcht davor wird übertrieben, wonach der Freiwillige vor Ausbeutung durch den Staat geschützt werden muss. Es kommt mir so vor, als ob der Staat etwas Drittes sei, das nichts mit uns zu tun hat. Wer ist der Staat? Ich glaube, das lenkt die Diskussion in die falsche Richtung. Selbstverständlich ist es, dass die Zivilgesellschaft keine große Lückenbüßerfunktion haben sollte.

Wie tickt Stadt? Analyse ist die Voraussetzung von proaktivem kirchlichen Handeln Die Stelle ist auf der Sprengelzebene geschaffen worden, der Sprengel ist der Zusammenschluss der verschiedenen Kirchenkreise in Berlin. Da kam die Idee auf, dass wir in Berlin ein Institut brauchen, das eine Schnittstelle schafft zwischen akademischer Theologie, Stadtgemeinden und Urbanistik. Die Stelle ist gewissermaßen aus der Not herum geschaffen worden – aus dem Bewusstsein der Kirchen, aufgrund von Zeitdruck immer nur reagieren zu können. Demgegenüber sollte die Arbeitsstelle ohne Zeitdruck arbeiten und die urbane Situation

analysieren können, um aus mittelfristig aus der Reaktionshaltung in eine proaktive Haltung zu kommen.

Besser ist Forschung mitten im kirchlichen Netzwerk Wissenstransfer funktioniert da am ehesten, wo man innerhalb der kirchlichen Strukturen Reflexionsbasen aufbaut. Man holt universitäres Forschungsniveau, aber pflanzt es mitten ins lebendige Kommunikationsnetzwerk in der Stadtgemeinde. Das ist die Grundidee.

Wissenstransfer ist Netzwerkarbeit: Wir haben uns gesagt, es bringt nichts, wenn wir irgendwo ein Institut aufbauen und keiner geht hin, sondern wir müssen diese Arbeit, den Wissenstransfer, als Netzwerkarbeit machen. Ich habe vor allen Dingen geguckt, wer sich in Berlin mit dem Thema Stadt und Theologie beschäftigt; welche Institutionen sind da im Spiel; wie kriegt man die an Tische gesetzt, ich habe das als Netzaufbau/pflege verstanden. In dem Zusammenhang werden viel verschiedene Kooperationspartner in das Werk hereingeholt. Das war eine sehr spannende Aufgabe, hätte ich auch gerne weiter gemacht.

Berlin ist ein beliebter Anlaufpunkt für Kirchengruppen: Ich bin erstaunt, wie viele Anfragen es gibt, viel von Kirchenkreisen. Die überlegen, wohin machen wir unsere Konventsfahrt, und dann fahren sie nach Berlin, weil sie denken, dort ist irgendetwas interessant. Die wollen hier ein bisschen in die Glaskugel gucken, wie es in der Zukunft aussieht. Dann fahren sie halt in eine säkulare Stadt und erhoffen sich innovative Impulse von der Kirche. Die landen häufig über Umwege bei mir. Und dann arbeite ich mit Pfarrkonventen zu theologischen Themen.

Kirchentourismus als Forschungsthema: Die Citykirchen-Konferenz ist ein Zusammenschluss von Pfarrern, aber auch sonst Beteiligten, die mit den großen Stadtkirchen zu tun haben, wie Hamburger Michel, Berliner Dom, Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, Großmünster in Zürich.

Wir machen gerade ein Forschungsprojekt mit dem SI⁷³ zusammen, wo wir uns Fragen zum Citykirchen-Tourismus angucken. Z.B. laufen jedes Jahr ungefähr eine Million Menschen durch den Berliner Dom, und man weiß eigentlich gar nichts über die. Da arbeite ich mit einem Team von Ethnologen zusammen, die Feldforschung vor Ort machen. Da gilt es zu gucken, was sind deren Hintergründe, Motive, aber auch was ist deren Raumverhalten, wie nehmen sie die Räume wahr, wie erschließen sie sich von den Citykirchen aus die Stadt.

Tourismus ist religionsaffin: Es gibt so viele Pauschalurteile, z.B.: "Das sind ja bloß Touristen, die haben religiös kein Interesse". Tourismus hat aber selbst religionsaffine Züge hat: man unterbricht den Alltag; man geht ein bisschen in eine andere Zeitstruktur hinein; man will sich begeistern. Man hat in der Stadt stark mit Religionshybriden zu tun. Kirchen werden wahrgenommen sowohl als Museen, das merkt man in dem Moment, wenn die Leute ihre Smartphones im Dom zücken. Es gibt kein Skript, man geht da rein, weil es im Reiseführer steht, guckt, es ist kein Ausstellungsraum, man ist ein bisschen verlegen - das haben wir richtig beobachtet mit unseren Feldforschern - die Leute sind auf der Suche nach Exponaten, und dann erschließen sie sich den Raum wirklich wie ein Museum, sie gucken, was man noch alles fotografieren kann.

⁷³ SI = Sozialwissenschaftliches Institut der EKD, Hannover

Kirchen sind für Touristen hybride Gebäude. Sie erschließen sich über die Gebäude die Stadt. Hybride Gebäude im Sinne von "die sind mehrfach codiert, sowohl als Museum, als Andachtsraum, als politisches Gebäude". Das macht diese Gebäude in der Stadt aus.

Willkommen in der Postmoderne, in der sich das religiöse Bewusstsein differenziert darstellt. Es ist ja nicht so, dass Religion ein in sich geschlossenes kohärentes Phänomen wäre, sondern was ich mit bestimmten Glaubensinhalten verbinde, was man häufig als Werte bezeichnet, sagt mir nichts, bestimmte Symbole sagen mir nichts. Eine bestimmte Ästhetik des Gebäudes bringt wieder ganz andere Seiten in mir zum Klingen. Gerade diese großen Kirchenräume sind schon deshalb faszinierend für viele Menschen, weil sie gleichsam funktionslose Orte in der Stadt sind. An jedem anderen Ort in der Stadt weiß ich, was ich hier zu tun habe. Wenn ich in eine Kirche gehe, weiß ich es erst mal nicht. Das sind archaische Unterbrechungsphänomene.

Wider Steuerungsfantasien Es ist eine überzogene Steuerungsphantasie, wenn man meint, man könnte aufgrund eines kirchlichen Programms oder einer Agenda steuern, das ist ja nicht so. Die Relevanz von Religion in der Gesellschaft und die Sozialformen, in denen sich Religion präsentiert in der Gesellschaft, sind in einem permanenten Transformationsprozess begriffen. Inwieweit man Kirchen leitend steuern kann, ist ein riesiges Thema. Da gibt es Phantasien, die völlig überzogen sind.

Erst einmal Stadt verstehen: Wir müssen Kirche in der Stadt verstehen. Das parochiale System hat an vielen Stellen überhaupt nichts mehr damit zu tun, wie sich das Leben in der Stadt organisiert.

Unterhalb des kirchlichen Radars wimmelt es an Religiösem. Städte sind nach wie vor hochgradig religionsproduktive Orte, weltweit. Die religiösen Märkte sind fluide, das merkt man auch in Berlin, wir haben über 300 Religionsgemeinschaften hier. Da muss man gar nicht einen weiten Religionsbegriff ansetzen, man muss einfach mal die Empirie zur Kenntnis nehmen. Es passiert sehr viel mehr religiös als das sich in den Kirchen abbildet.

Die Gemeinde ist der Kiez Ich hätte da überhaupt keine Profilierungssorgen. Ist es die Gemeinde, die 20 Hanseln, die am Sonntag zum Gottesdienst kommen oder sind es die 3000, die auf dem Papier dazu gehören, oder sind es die 30-40 Tausend, die zu meinem Kiez gehören?

Kommunikation des Evangeliums ohne Hintergedanken, fromme oder finanzielle: Ich kenne das Problem. Immer wenn man die Türen aufmacht und sagt, wir holen uns die Stadt in das Kirchengebäude rein, dann gibt es die Wünsche - fromm gesprochen - dass es doch alle Christenmenschen werden mögen. Oder - wirtschaftlich gedacht - die mögen doch bitte am besten alle Mitglieder werden. Finde ich alles absurd. Wenn es um Kommunikation des Evangeliums geht, habe ich nicht die Scheckbücher auszuteilen oder nicht dafür zu sorgen, wie der Rücklauf funktioniert.

Kirchliche Verwaltungsstrukturen sind ohne identitätsstiftende Kraft Egal wo man hinguckt, die Binnenstrukturen bilden sich in nichts ab. Das sind reine Verwaltungsstrukturen, die in der Regel aus kirchlichen Verwaltungen des letzten Jahrhunderts kommen, die in aller seltensten Fällen eine identitätsstiftende Kraft haben für die Menschen, die sich selbst im Stadtteil bewegen. Kein Mensch kennt die Grenze eines Kirchenkreises; die allermeisten Menschen wissen nicht einmal, was ein Kirchenkreis ist. Gemeindegrenzen sind in der Binnenperspektive der kirchlichen Akteure die relevanten Strukturgrenzen, in denen gedacht,

geplant wird. Das Feld, das bestellt wird, ist parochial und territorial besetzt. Das ist auch völlig ok und gut, um dieses Flächenprinzip beneiden uns auch viele Freikirchen. Aber der Zuschnitt dieser Flächen ist hochgradig kontingent und erschließt sich eben nicht von außen.

2.13. Olaf Zimmermann⁷⁴

Die Kirche ist mein Freud und mein Leid. Freud weil ich glaube, dass man sinnvolle Arbeit machen kann, was mich auch wirklich beflügelt, und ich eine Menge herausragende Menschen dort kennengelernt habe. Leid weil Kirche grauenhaft strukturiert ist, das ist ein bürokratisches Hypermonster. Für jemanden, der viele Jahre gebraucht hat, um sich an die staatliche Bürokratie zu gewöhnen, ist es schwer, sich an noch mehr an Bürokratie zu gewöhnen, wie es sie im kirchlichen Bereich gibt. Freud und Leid liegt nahe beieinander.

Der Wert der eigenen klaren Position: Ich habe überall dort Erfahrungen gemacht, wo ich für mich klar gesagt habe, was meine Position ist. Ich akzeptiere, dass Menschen was anderes glauben, aber ich glaube auch was anderes. Indem ich das auch in Moscheen klar zum Ausdruck gebracht habe, ist die Ausgangslage klar gewesen, wir haben gut miteinander zusammenarbeiten können. Ich habe gemerkt, dass bei ihnen die Achtung gestiegen ist, in dem man klar macht, so bin ich. Ich will mich auch nicht anpassen. Ich finde es kulturell herausfordernd, in einer Moschee zu sein, mich mit dem Islam zu beschäftigen, aber ich will kein Moslem werden.

Mehr Bürokratie in der Kirche als im Staat: Das treibt mich in den Wahnsinn, wenn eine kirchliche Stelle sich Amt nennt. Das Beamtentum auch in unseren Kirchen ist eine schwierige Angelegenheit. Ich glaube, dass die Reformen im Kirchendienst weit hinter den Reformen von staatlichen Strukturen zurück liegen. Viel Struktur, wenig Austausch. Sachen, die m.E. klar sind, schon fünf Mal besprochen, auf einmal meldet sich irgendwo noch eine Struktur, die formal auch eine Möglichkeit der Mitsprache hat. Das ist schwieriger als mit staatlichen Stellen.

Strukturkonservatismus: In unserer Kirche gibt es ganz viel tolle Menschen mit ganz vielen Ideen und unglaublich viel Engagement, sie treffen aber auf Strukturen, die seit mindestens 50 Jahren überholt hätten werden müssen. Die Kirche verarmt: an Mitgliedern, Einnahmen (jedenfalls prospektiv), Einfluss und Reputation. Mit der Verarmung der Kirche sind die Strukturen nicht angepasst worden. Das ist genau die entscheidende Frage: Sind wir bereit, den Konflikt zu suchen?

Kirche als zivilgesellschaftliche Struktur: Kirche sollte sich mehr als normale zivilgesellschaftliche Struktur verstehen. Die besonderen Privilegien, die sie noch hat, sind Privilegien, die aus der Geschichte stammen. Das hat mit dem heutigen Leben eigentlich nichts zu tun. Deswegen ist es gut, wenn man sich langsam dem heutigen Leben zuwendet. Ich finde auch, dass diejenigen, die die Verantwortung in den Kirchen ganz oben haben, in dem Punkt manchmal weiter sind als die Kirche allgemein.

Selbstkontrolle und Theologenlastigkeit beenden: Ein Gemeindegemeinderat, in dem der Pfarrer qua Amt den Vorsitz oder den stellvertretenden Vorsitz hat, ist nicht nur Kontrollorgan, sondern eine Mischung. - Mein Vorstand kontrolliert selbstverständlich meine Arbeit, ich bin

⁷⁴ Olaf Zimmermann: Zweiter Bildungsweg, anschließend Volontariat zum Kunsthändler, danach Kunsthändler und Geschäftsführer verschiedener Galerien. Seit März 1997 Geschäftsführer des Deutschen Kulturrates und Herausgeber und Chefredakteur von Politik & Kultur, der Zeitung des Deutschen Kulturrates.

natürlich kein Vorstandsmitglied. Das ist vollkommen normal. Auch meine Kollegen sind keine Vorstandsmitglieder. In der Kirche ist es hingegen vollkommen normal, dass der, der kontrolliert werden soll, mit drin ist, die Entscheidungen trifft. Ich glaube, dass diese Fragen unbedingt geklärt werden müssten, besonders jetzt, wo es eine erstaunliche Form von Bedeutungsgewinn von Hauptamtlichkeit gibt, zumindest in meiner Landeskirche Berlin-Brandenburg-Oberlausitz. Ich wundere mich z.B. darüber, dass es anscheinend in keiner Landeskirche Stellenausschreibungen gibt, wo nicht ein Pfarrer gesucht wird, egal um was für eine Stelle es geht. Das führt dauerhaft zu einer problematischen Schlagseite. Zum Beispiel ein Kulturbeauftragter der EKD: muss das eigentlich immer ein Pfarrer sein? Aber diese Frage ist überhaupt nicht diskutierbar, weil es in bestimmten Strukturen nur eine bestimmte Antwort gibt. Das halte ich zunehmend für ein Problem.

Von Freikirchen Seelsorge lernen: Die Amtskirche muss sich bei bestimmten Punkten auch mal umschauen, was Freikirchen machen. Es bedeutet z.B. Nähe zu der Gemeinde zu haben, auch die Seelsorge, das ist das, was in den Kirchen noch am wenigsten geleistet wird. Bei den Pfarrern, die ich kenne, gibt es nur ganz wenige, wo ich mir vorstellen könnte, wenn ich im Sterben liegen würde, dass ich gerne möchte, dass die mal zu mir kommen. Und das ist für mich mit einer der schrecklichsten Befunde. Die machen alle ganz andere Sachen. Ich habe die nie als Seelsorger wahrgenommen, nicht mit einer gewissen Empathie. Ich glaube, dass ist der große Unterschied zu den Freikirchen. Die haben dann wieder andere Probleme.

Notwendig: Gemeindegefühl Das macht mir bei der KWG wirklich zu schaffen: dass es kein Gemeindegefühl gibt. Das wollen die Menschen aber.

Moralische Instanz Kirche muss liefern (Köln!): Kirche muss sich daran gewöhnen, dass sie nicht mehr die einzige moralische Instanz ist, aber eine ganz wichtige, weil sie eine Basis hat. Und die Basis ist erheblich breiter als bei den meisten anderen zivilgesellschaftlichen Playern. Ganz spannend: in der Kirche gibt es eine Debatte, dass es keine Äußerungen der Kirche zu den Sachen in Köln gegeben hat. Ich finde es wichtig! Feigheit ist der falsche Weg in dieser Frage. Gerade weil man den Kirchen diese moralische Instanz zubilligt, müssen sie auch bereit sein, sich auch bei schwierigen Fragen zu äußern. Dass man darüber nachdenkt, keine Frage, aber zu sagen, da kann ich mir nur den Mund verbrennen, wenn ich was sage, ist nicht Aufgabe der Kirche. Sie muss bereit sein, sich den Mund zu verbrennen.

Respekt einfordern: BVB Fans an der KWG: Ich weiß, dass man nicht ohne körperliche Blessuren hier in Berlin an eine Moschee pinkeln könnte. Ich muss sagen, die haben Recht. Wir dürfen das auch nicht zulassen. Natürlich ist es ein Problem, wenn die Kirche wie ein Mülleimer aussieht. Wie will ich sie zu diesem besonderen Ort machen

Migranten helfen, das Wichtige zu definieren und zu verteidigen: Ich glaube, dass wir durch die Flüchtlinge eine Chance darin haben, Sachen, die uns wichtig sind, ernster zu nehmen als vordem. Integration heißt, den anderen ernst nehmen. D.h., er muss sich auch assimilieren in bestimmten Punkten, das kann ich nicht ändern. Ich kann nicht sagen, alle nähern sich an und in der Mitte treffen sie sich und gehen einen gemeinsamen Weg. Nein! So funktioniert das nicht. Ich glaube, dass wir damit auch die falschen Ängste erzeugen. Wir müssen klar sagen, das und das sind unsere entscheidenden Grundwerte, dafür müssen wir auch immer wieder ringen, gar nicht so tun, als wäre das für uns einfach mit den Grundwerten. Bei der Kunstfreiheit kann man das immer wieder sehen. Nicht nur der Islam hat Probleme mit der Kunstfreiheit.

Ehrenamtsüberlast und Tunnelblick: Wer sich einbringen will, tut das mit Haut und Haaren und verliert auch manchmal den Blick nach draußen. Das ist vielleicht auch normal. Wenn man auch nur kleine Sachen bewegen will, ist das unglaublich aufwendig und kaum schaffbar.

Pfarrer als Menschenfischer schwach: Es fehlt an Aufmerksamkeit seitens der Hauptamtlichen: Ich bin nie von irgendeinem Pfarrer zu irgendwas aufgefordert worden, auch wenn ich oft in die Kirche gegangen bin. Nein, ich bin hin gegangen und habe gesagt "Ich bin der Neue hier, ich möchte etwas tun!" Umgedreht wäre das doch gut.

Wer nicht missioniert, gibt sich auf: Wenn es nicht mehr normal ist, dass meine Kinder konfirmiert werden, dann passiert ja auch nichts. Besonders wenn ich dann auch noch Pfarrer habe, die sagen, missionieren wollen wir auch nicht. Wenn ich nicht missionieren will in einer Gegend, wo es keinen mehr gibt, dann muss ich zumachen. Das ist die einzige Möglichkeit. Neue zu finden geht nur dadurch, dass ich missioniere. Es gibt keinen automatischen Nachwuchs mehr. Und wenn ich dann sage, missionieren geht nicht, dann war's das!

Kirche braucht Verbündete Kirche kann das auch nicht alleine machen, muss viel mehr Verbünde schließen auch mit anderen. Da muss man auch mal über den eigenen Schatten springen, die müssen nicht immer dasselbe glauben wie man selbst. Wenn ich mir Berlin anschau, das enormen Zuzug hat, größer wird: Die meisten, die in den Gottesdienst gehen, sind keine Einheimischen, es sind die Zugereisten, die auch ein Stückchen Heimat suchen, Anschluss suchen. Damit man auch Menschen kennen lernt, reicht es nicht, im Kiez zu wohnen, sondern du musst auch irgendwie Kontakte haben. Das ist letztendlich die Aufgabe dieser Gemeinden, aber ich glaube, dass es da noch eine große Debatte braucht, damit sie dahin kommen.

3. Statt eines Nachworts: Kirche macht Heimat⁷⁵

In Brandenburg zeigt sich die enge Verbindung zwischen Heimat, Kirche und Glauben unter anderem an den vielen Fördervereinen für Kirchen in den Städten und Dörfern. In Kirchen sammeln sich die Menschen, hier finden sie eine Heimat. Für den Politikwissenschaftler Henning von Vieregge zeigt sich darin der Stellenwert der Kirche in der Gesellschaft. Ein Gespräch über Sinnstiftung, Verwurzelung und Zusammenarbeit.

Uli Schulte Döinghaus sprach mit Henning von Vieregge⁷⁶

Herr von Vieregge, eine Zeitlang war „Heimat“ heftig im Gespräch. Angesichts der Flüchtlinge und Einwanderer, die zu uns kamen, meldeten sich Historiker zum Thema, Kulturkritiker, Publizisten, Schriftsteller, Philosophen, auch Theologen. Sie sannen meist über Heimat als unbestimmtes Gefühl nach, als verlorenen Sehnsuchtsort, sogar als politischen Kampfbegriff. Neu ist, was Sie in die Debatte einbringen: „Kirche als Heimat“.

Klar ist schon beim ersten Nachdenken, dass der Begriff Heimat sehr viel Emotionalität enthält, ein Sehnsuchtpotenzial, das für Wohlfühlmomente und Verlustängste gleichermaßen steht. Führende Repräsentanten, der Bundespräsident und der Bundesinnenminister, erstmals auch Heimatminister, unseres Staates haben es sich zu ihrem Anliegen gemacht, für ein Verständnis von Heimat zu plädieren, das irgendwie zur Demokratie, zum Staatsverständnis passt. Ich gehe einen Schritt weiter und mache deutlich, dass Kirche ein bedeutender Beheimatungsakteur ist und will dafür werben, diese Rolle noch stärker wahrzunehmen.

Beheimatungsakteur?

In dem Sinne, dass Kirche beheimatet. Sie kann über die Kirchengemeinden mehr zur Beheimatung in allen Facetten tun. Ein Ansatz besteht in der Vergewisserung, ein besonders wertvoller Akteur mit und für andere zu sein. Das Spielfeld ist die lokale Zivilgesellschaft. Eine solche Ausrichtung stärkt Demokratie und Kirche in ihr.

Ein weltlich' Ding, ein Bollwerk des Zivilen? Aber die Aufgabe der Kirche ist doch weniger eine Mandatsübernahme in der Zivilgesellschaft als Seelenheil, Nächstenliebe und Glaubensverkündigung?

Das ist verkürzt und halbherzig. Neulich las ich von einem Neujahrsempfang für die kirchliche Gemeinschaft irgendwo in der bundesdeutschen Provinz. „Kirche ist Heimat und Mitte zugleich“, sagte da der Rathauschef. Stadt, Kirchengemeinde, Menschen, Pfarrerrinnen und Pfarrer sowie hauptamtlich Mitarbeitende arbeiteten sinnstiftend zusammen und gäben Halt, Heimat und Mitte. So oder so ähnlich ist auch mein Bild von Kirche als Beheimatungsakteur.

Auf welche Weise hat Kirche als tätige Institution mit Heimat zu tun?

⁷⁵ Das Interview erschien in der Zeitschrift Die Kirche, Evangelische Wochenzeitung für Berlin, Brandenburg und die schlesische Oberlausitz, Nr. 8, 24. Februar 2019. Abdruck mit freundlicher Genehmigung der Herausgeber

⁷⁶ S. auch: Henning von Vieregge, Wo Vertrauen ist, ist Heimat. Auf dem Weg in eine engagierte Bürgergesellschaft. München: oekom 2019

Zunächst einmal durch Tradition, Verwurzelung, (gebrochene) Geschichte. Fulbert Steffenskys Begriff „Glaubensgasthaus meiner lebenden und toten Geschwister“ verdeutlicht in schöner Weise eine Besonderheit von Kirche: Sie ist eine uralte Institution. Und sie kann Heimat sein. Glauben, Ritual und Institution sind dabei nicht immer deutlich zu trennen, auch wenn diese Trennung für eine zielgruppengenaue Ansprache sinnvoll sein kann.

Skeptische Theologen erinnern daran, dass Jesus vor allem unterwegs war und dass die Bibel den Begriff Heimat nicht kennt. Findet der Christ nicht erst im Jenseits seine Heimat?

Unterwegs zu sein, Jesus nachzufolgen – das hindert mich doch nicht daran, einen diesseitigen Standpunkt, einen Standort zu haben und in der Welt beheimatet zu sein. Die Gemeinschaft schafft Heimat, nicht selten auch Ausschluss und Abwehr, Exklusivität. Ohne eigenes Zutun entsteht Gemeinschaft nicht. Das eigene Zutun stößt aber nicht selten, gerade auch in jenen Kirchengemeinden, in denen schon viele Gemeinschaften unter dem Dach von Kirche vorhanden sind, auf Hindernisse. Gerade das freundschaftliche Miteinander derer, die schon da sind, erweist sich als Sperrriegel, es sei denn, man definiert sich als einladend und verhält sich entsprechend engagiert.

Wieso schafft Ihrer Meinung nach bürgerschaftliches Engagement in besonderer Weise Vertrauen? Trifft dies auch für Engagement in und für Kirche zu?

Engagement und Vertrauen stehen beziehungsreich zueinander. Wenn Kirche mit ihrem breiten Angebot an Möglichkeitsstrukturen hilft, Engagement anzustoßen, dann wächst Vertrauen.

Welche Angebote können das sein?

Kirche ist als zivilgesellschaftlicher Akteur alleine schon wegen ihrer Präsenz in der Fläche in einer Alleinstellung. So kann Kirche im direkten und im übertragenen Sinne in besonderer Weise Erprobungsräume bieten. Quartier oder Kiez: In der Stadt entspricht dies in aller Regel dem Zuschnitt eines Parochialraumes, also einer Gemeinde oder einem Gemeindeverbund.

Demografie und Zeitgeist befördern nicht gerade diesen Anspruch. Die Mitgliederzahlen sinken in den Kirchen oder stagnieren bestenfalls.

Umso notwendiger ist eine Öffnung der Kirchengemeinden, ihre öffentliche Parteinahme, Präsenz und Sichtbarkeit. Es geht um die Aktivität der Kirchengemeinde ins Quartier hinein im Zusammenwirken mit außerkirchlichen Akteuren. Staat, Wirtschaft und Zivilgesellschaft ziehen an einem Strang und Kirche ist mittenmang, das ist die Idee. Kirche ist dabei, wenn ein neuer Hilfemix im Quartier im Zusammenspiel aller Akteure, hauptamtlich und ehrenamtlich, entsteht. In einem Leitfaden der Initiative „Kirche findet Stadt“ heißt es völlig richtig: „Kirche ist ein Schlüsselakteur im Quartier und sollte Kirchenreform- und Pastoralentwicklungsprozesse auch als Chance für einen neuen Aufbruch begreifen.“

Vielfach wird beklagt, dass sich – gerade in Dorf- und Quartiergemeinschaften – die Säulen der kirchlichen Beheimatung auseinander entwickelt haben. Seelsorge, Diakonie, Verkündigung und Bildung gehen oft allzu getrennte Wege, heißt es.

Die industrielle Arbeitsteilung wurde im Sozialen nachgebildet, und Glaube und Diakonie drifteten auseinander, verfestigten sich in getrennten Organisationseinheiten. Mittlerweile

wächst die Kluft langsam zu, übrigens auch die innerhalb der Kirche zwischen dem „politischen“ und dem „frommen“ Flügel. Allerdings gibt es immer noch zwischen Debattenstand und Realität einen nicht unbeachtlichen Unterschied. In Hamburg ist vor einiger Zeit ein Studienleiter der dortigen Evangelischen Akademie damit beauftragt worden, sich in den Gemeinden unter dem Gesichtspunkt „Öffnung zum Quartier“ umzutun. Sein Befund: Rund ein Drittel der Kirchengemeinden hat diese Ausrichtung in ihrem Leitbild verankert, etwa ein Viertel setzt dies in der Praxis um. Dies zeigt: Es gibt meines Erachtens einen großen Entwicklungsbedarf für Quartiers-Sorgegemeinschaften unter Einschluss der Kirchengemeinden. Eine Kirchengemeinde, die diesen Weg geht, verändert sich in mehrfacher Hinsicht.

Sie würde dann – als Teil einer engagierten Zivilgesellschaft – zum „Beheimatungsakteur“ in Ihrem Sinne?

... und zwar, ohne dass dieser Perspektivwechsel den weiten und demutsgeprägten Blick auf das menschliche Leben aufgibt. Wenn Kirche sich konstruktiv in die Heimatdebatte einmischt, so nützt dies der pluralen Demokratie, dem Glauben und der Institution Kirche gleichermaßen. Beheimatung schafft Vertrauen. Die Momente vollen Vertrauens sind Momente der Angstlosigkeit. Die Voraussetzungen zum Erreichen dieser Momente müssen definiert, gewollt und durchgesetzt werden. Wer wäre im Zusammenwirken mit anderen dazu berufener als die Kirche mit ihrem Angebot an Glauben, Gestalt und Gemeinschaft?

Paper Series Opuscula

Free download at www.opuscula.maecenata.eu

- 2018
- Nr. 114 **Die Stiftung als Unternehmung und Investor**
Michael Alberg-Seberich, Michael Borgolte, Siri Hummel
- Nr. 115 **Syrian Civil Society Organisations in Lebanon: Assessment and Analysis of existing organisations and conditions under which they operate**
Linda Mattes
- Nr. 116 **Looking back at 50 years of U.S. philanthropy**
Stanley N. Katz and Benjamin Soskis
- Nr. 117 **Herausforderung Humanitäre Hilfe:**
Politische Bedeutung und kritische Reflexion in Deutschland
Martin Quack
- Nr. 118 **Die Rolle der Zivilgesellschaft in internationalen Konflikten: Das Beispiel Ruanda**
Stephen Little, Annika Niebuhr, Daniel Priller, Philipp Stoll
- Nr. 119 **Unternehmensbeteiligungen gemeinwohlorientierter Stiftungen in Deutschland**
Benedikt Johannes Ott
- Nr. 120 **Zwischen Gemeinnutz und Eigennutz**
Intersektorale Kooperationen von Stiftungen mit Unternehmen
Julia Tauss
- Nr. 121 **Based on Need alone? Impartiality in humanitarian action**
Martin Quack
- Nr. 122 **The Role of Civil Society in the Tunisian Transformation Process**
Simon Rothers
- 2019
- Nr. 123 **Weltwärts im Kontext I - Der entwicklungspolitische Freiwilligendienst im nationalen und internationalen Vergleich**
Benjamin Haas, Sonja Richter
- Nr. 124 **Weltwärts im Kontext II - Der entwicklungspolitische Freiwilligendienst im Vergleich zu staatlichen Instrumenten der entwicklungspolitischen Bildungsarbeit**
Sonja Richter, Benjamin Haas
- Nr. 125 **Zur nichtfinanziellen Berichterstattung aus NPO-Perspektive**
Überlegungen zu den Folgen der Reform der Rechnungslegung gewinnorientierter Unternehmen und erste Befunde aus der Praxis
Josef Baumüller
- Nr. 126 **En quoi se constitue le pouvoir de la société civile?**
Une analyse sur la base de l'exemple de l'économie collaborative
Julia Dreher
- Nr. 127 **Stiftungen als Schulträger**
Rupert Graf Strachwitz
- Nr. 128 **Shrinking Space of Civil Society**
Karen Ayvazyan
- Nr. 129 **Where does German Humanitarian Assistance stand?
Wo steht die deutsche humanitäre Hilfe?**
Ralf Südhoff & Sonja Hövelmann - Centre for Humanitarian Action
- Nr. 130 **Colombia's Negative Peace. A Challenge for Civil Society?**
Wolfgang Chr. Goede
- Nr. 131 **Die Kirche auf dem Weg in die Zivilgesellschaft Teil 1**
Henning von Vieregge